

1. Jahrgang. • Heft II. • Februar 1903.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—.
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5899.

Jugenderinnerungen aus Oberschlesien.

Von

Professor Dr. Hermann Wedding, Geh. Bergrat in Berlin.

Volks- und Familien-Überlieferungen decken sich selten mit den strengen Forschungen der Geschichte, und doch ist es zweifelhaft, ob die Geschichtsschreiber, vom einseitigen Standpunkte ausgehend, nicht oft genug anscheinend kleine Vorgänge und Charakterzüge übersehen, welche die Thatsachen, die sie darstellen und behandeln, aus ganz anderen Gesichtspunkten erscheinen lassen würden.

Hat Odysseus auch niemals gelebt, man möchte die Beschreibung seiner Irrfahrten durch Homer nicht vermissen. Ist Arminius auch eine Fabelgestalt, an ihn knüpfen sich die schönsten Gedanken des deutschen Volkes. Ist Tell auch ein Märchenheld, das Schweizer Volk möchte der Schiller'schen Darstellung gewiß nicht entraten. Ebenso geht es den Mitgliedern von Familien, die sich der von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Thaten ihrer Vorfahren freuen, deren Schattenseiten vergessen oder sie aus einem idealeren Lichte betrachten, als der Geschichtsschreiber, und an Erzählungen hängen, mögen sie auch im Laufe der Zeit mit mancherlei dichterischen Zuthaten ausgeschmückt sein und vielleicht durch keinerlei Urkunden begründet werden können.

Von diesem Standpunkte aus wolle man die nachstehenden Familien-Überlieferungen, die sich theils mündlich, theils schriftlich durch Jahrhunderte fortgeerbt haben, und welche erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auf unzweifelhaften Grundlagen beruhen, aufnehmen.

Die Familien Wedding und Kohlhaas.

Da, wo sich jetzt die St. Sebastianskirche auf dem Gartenplatz, dem früheren Galgenplatz in Berlin erhebt, stand einst eine mit Wallgraben umgebene Burg, in der die Ritter von Wedding hausten. Sie hatten neben der Behauung der Felder, die sich über die dicht dabei aufsteigende Anhöhe erstreckten, und der Pflege der Wiesen, die in dem weiten Panke-Thal lagen, die Aufgabe, die hier s. Z. durchgehende wichtige Handelsstraße zu beobachten, die Züge der Kaufleute vor Feinden zu schützen und die durch die weiten Sümpfe der Panke gehende Furt zu erhalten. Sie durften für die letztere Aufgabe von den Kaufleuten, welche diese Straße zur Kreuzung des Spreethals zogen, einen Zoll erheben. Der Name war von einem Dorfe genommen, welches ebenfalls „der Wedding“ hieß. Noch heutigen Tages wird der dortige Stadtteil von Berlin ebenso genannt. Allerdings ist dieser Name recht verschieden geschrieben worden, außer Wedding bald Wadding oder Weding, bald Wedige oder Weddige.

Über das Dorf, welches diesen Rittern unterthänig war, bestehen manche Urkunden. Im Jahre 1289 z. B. wurde die Stadt Berlin vom Markgrafen Otto V. für geleistete Dienste mit dem Vorwerk Wedding belehnt. Damals scheint indessen nur noch das vorerwähnte Vorwerk als ein Sitz des Bauers der Felder oder des Amtmanns bestanden zu haben. Im Jahre 1251 ist ein Ritter Friedrich von Kare der Grundherr jener Gemarkung, auf welcher das damals bereits verwüstete Dorf Wedding gestanden hatte. 1422 wird ebenfalls Wedigen-Dorf erwähnt. Ob der Name wendisch ist, oder ob er, wie andere meinen, daher kommt, daß man hier durch die Sümpfe der Panke „waten“ oder „waden“ konnte, mag dahingestellt sein.

Die Nachkommen der Ritter, welche längst ihren Adel abgelegt hatten, hatten sich nach der Neumark zurückgezogen, wo sich ihre Familie und ihr Name durch lange Geschlechter aufrecht erhielt.

Dreihundert Jahre später war derselbe Ort, wo einst die Burg gestanden hatte, der Schauplatz einer schaurigen Hinrichtung. Hans Kohlhaas, ein edel veranlagter Mann, der unter anderen Umständen eine Zierde seines Standes geworden wäre, der aber, weil er vergeblich sein gutes Recht auf dem ordentlichen Wege der Justiz zu erreichen versucht hatte, durch das Fehlschlagen aller dieser Versuche zum gefährlichen Mordbrenner geworden war, wurde hier vom Leben zum Tode befördert. Auch dies ist Familien-

überlieferung, denn die Berliner Chronik giebt an, daß das Ereignis auf einem anderen Platze geschehen sei, nämlich da, wo das St. Georgen-Thor stand, die heutige Ecke der Weber- und Großen Frankfurter-Straße. Nach Kleists Darstellung des Lebens von Kohlhaas, dessen Hinrichtung am 22. März 1540 geschah, hinterließ Kohlhaas zwei Söhne, die der Hinrichtung beiwohnen mußten, dort aber vom Kurfürsten Joachim II. in den Adelstand erhoben wurden. Die Familien-Chronik erzählt, daß ein Nachkomme der vorgenannten Weddinge sich am Schauplatz der Hinrichtung befunden habe und die beiden Söhne in seine Obhut genommen, sie wohl erzogen, und dann, da man im Lande selbst ihres Vaters Übelthaten nicht vergessen konnte, weggesandt habe. Der eine gründete eine Familie in Mecklenburg, deren letzte Sprossen im Anfang des 19. Jahrhunderts gestorben sind, während der zweite nach Böhmen ging und dort seinen Namen umänderte in die Schreibweise Koulhascz.

Das Geschlecht des Letzteren verbreitete sich über Böhmen und das benachbarte Schlesien. Aus ihm stammt der wiederum berühmt gewordene Senator der freien Stadt Breslau, Georg Ernst von Koulhascz. Er ist besungen in einer alten Schrift, betitelt *Germanus Vratislaviae decor* von Georg Schöbel. In diesem Buche ist auch sein Bildnis wiedergegeben. Das Buch selbst stammt aus dem Jahre 1667. Obwohl Georgius Ernestus a Koulhass als *haereditarius in Viau Republicae Vratislaviensis Senator* hier noch durch lateinische Verse hoch gerühmt wird, erging es ihm doch nicht lange danach sehr schlimm. Verdeutschte heißen die Verse etwa: „Während du die blühenden Zeichen der rosigten Jugend zur Schau trägst, gleichst du Greisen an Tüchtigkeit und besiegst sie durch Geistesstärke. Wie die Göttin der Morgenröte den Tag mit vorausgehender Dämmerung verkündet und bald mit lebenden Rosen und Licht den Himmel bestreut, so füllt das Leben des Koulhaasen noch Blüten mit der Garbe der Früchte und mit Verdiensten die erhabenen Tempel des Vaterlandes.“ Bei einer der vielen Aufstände, die die Bürgerschaft der freien Reichsstadt Breslau anzettelte, wurde er aus dem Fenster des Rathauses geworfen. Es ging ihm aber nicht so glücklich wie seinen berühmten Genossen in Prag. Er kam nicht mit dem Leben davon, sondern brach das Genick, und man begrub ihn auf dem Wege der Kirchgänger zur Maria Magdalenen-Kirche in Breslau, wo der Grabstein noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts lag, wahrscheinlich weniger zu seinen Ehren, als vielmehr in dem Gedanken, daß nun alle Kirchgänger über sein Haupt hinwegschreiten sollten.

Danach ist von dieser Familie lange nichts zu hören gewesen, bis endlich der Kommissionsrat Koulhascz als letzter Sprosse dieses und des

ganzen Kuhlhaas'schen Geschlechts auftrat. Er wohnte in Stahlhammer bei Tarnowitz und hatte bei der Gründung des schlesischen Eisenhüttenwesens durch Friedrich den Großen diesen und dessen Minister durch seinen Rat erheblich unterstützt. Er war es, der als Hüttenpächter schon im 18. Jahrhundert das Verfofen (Abschwefeln) der Steinkohlen versuchte, zu welchem Zwecke er in Mokrus bei Kutschau ein Cuppenfeuer in einen Koksofen umgebaut hatte, er war es, der in Oberschlesien das erste Stahlfeuer errichtete. Unter „Stahlfeuer“ war damals naturgemäß ein Frischfeuer zu verstehen. Man hatte an Stelle der Rennfeuer, die in den Wäldern verbreitet waren, zwar vielfach Frischfeuer errichtet, aber was in dem Rennfeuer oft mehr dem Zufall als der Geschicklichkeit der Arbeiter zuzuschreiben war, ein härteres Eisen, d. h. Stahl zu erhalten, das hatte man in den Herdfrischfeuern bei Holzkohle bis dahin nicht fertig gebracht. Die Ratschläge, die er zu erteilen imstande war, waren es wohl, die ihm den damals so seltenen und ausnahmsweisen Titel eines Kommissionsrats beibrachten, ein Titel, den höchst selten ein Privatmann erlangen konnte. In Oberschlesien war er allgemein als der „biedere Kuhlhase“ bekannt.¹⁾ Er spielte überhaupt eine hervorragende Rolle unter den schlesischen Hüttenleuten und wurde in allen wichtigen Fällen sowohl von den Königl. Beamten, wie von Privatpersonen als Gutachter herangezogen. Ihm war besonders das Zustandekommen des Einführungsvertrags mit der Breslauer Kaufmannschaft zu danken, durch welchen es möglich wurde, das schwedische Eisen aus Schlesien auszuschließen und die Ausfuhr so zu heben, daß (1789) dem Bedarf Englands nach schlesischem Eisen nicht genügt werden konnte. Ebenso wurden seine Erfahrungen bei Anlage des Stahlwerks Königshuld (früher Wengern) unterhalb Malapane verwertet. Die Breslauer Kaufmannschaft hatte dem Kuhlhaas schon 1781 das Privileg zur Cementstahlfabrikation abgekauft.

Es sei hierbei darauf aufmerksam gemacht, daß die in unserer Zeitschrift Heft 7, 1902 von Paniowski mitgeteilten Berichte über die Anfänge der Stahlfabrikation in Oberschlesien nicht ganz zutreffen, wie auch bei einer späteren Gelegenheit noch einmal erwähnt werden muß.

Kuhlhaas hatte das Gut Kattowitz 1799 vom Hauptmann Bernhard von Mieszko gekauft und nutzte daselbst die Grube Beata (1801.²⁾)

Dieser Kuhlhaas hatte nur Töchter. Der Kondukteur Wedding hatte die ältere geheiratet und, nachdem diese gestorben war, sich mit der zweiten vermählt. Da Kuhlhaas keinen Sohn hatte, wurde der Kondukteur

¹⁾ Vergl. Verh. des Vereins zur Bef. des Gewerbesleißes 1899, S. 258.

²⁾ Vergl. Fechner, Geschichte des Schles. Berg- und Hüttenwesens in der Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen 1902, S. 491.

Wedding, dessen Leben in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes 1899 ausführlich auf Grundlage der im Königl. Staatsarchiv in Breslau und den Akten des Königl. Ministeriums für Handel und Gewerbe in Berlin vorhandenen Nachrichten dargestellt ist, der Erbe. Was Wedding für Oberschlesien gethan hat, ist in jenem Berichte niedergelegt. Man weiß, daß er der Erbauer von Friedrichshütte, Gleiwitz und Königshütte war und in Gleiwitz den ersten Kokshochofen auf dem Festlande von Europa in dauerndem Betrieb gesetzt hatte. In diesem Berichte ist auch geschildert, mit welchen Schwierigkeiten er bei der Erbauung der Hütten zu kämpfen hatte. Derselbe starb als Oberberg- und Oberbaudirektor von Schlesien am 21. September 1830.

Sein ältester Sohn war der als Geheimer Ober-Regierungsrat verstorbene Direktor der königlichen Staatsdruckerei in Berlin, dessen Lebenslauf ebenfalls im Jahrgang 1872 der Verhandlungen zur Beförderung des Gewerbfleißes geschildert ist.

War die Privatindustrie im Eisenhüttenwesen lange Zeit hinter den staatlichen Werken weit zurückgeblieben, so übernahm im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Graf Hugo Henckel von Donnersmarck die Führung und ließ das große Hochofen- und Walzwerk, die Laurahütte, erbauen.¹⁾

Der damalige Kommissionsrat J. W. Wedding wurde mit der Bearbeitung der Pläne beauftragt, nach welchen auch im wesentlichen der Bau erfolgte.

Das Werk wurde in den Jahren 1835 bis 1838 errichtet, und mit letztem Jahre beginnen die Jugenderinnerungen des Verfassers.

Früheste Jugenderinnerungen.

Mein Vater wurde nach Vollendung des Baues von seinem damaligen Chef, dem späteren Minister Beuth, beauftragt, eine Reise dorthin zu machen, um noch einige Zweifel zu beseitigen und Ratschläge zu Ergänzungen zu geben. Es war dies im Jahre 1838. Er nahm auf diese Reise meine Mutter, meinen älteren Bruder und mich, der ich erst 4 Jahre alt war, nachdem ich am 9. März 1834 das Licht der Welt erblickt hatte, mit, denn es waren ihm eine Kutsche, Extra-Postpferde, die auf jeder Station gewechselt wurden, zur Verfügung gestellt, wohl auf Kosten des Grafen. Meine Erinnerungen an diese Reise in Bezug auf Oberschlesien sind allerdings verhältnismäßig schwach. Wohl erinnere ich mich der Ausfahrt aus dem damaligen Königsthor von Berlin und der Fahrt durch die lange Pappel-Allee bei schönem Wetter in dem offenen Wagen, jedoch, da die

¹⁾ Die Gründung und Weiterentwicklung der Königshütte, Festschrift zur 100-jähr. Jubelfeier S. 32.

Reise natürlich Tage lang dauerte, ehe wir unser Ziel erreichten, kamen auch Regengüsse, bei denen ich dann unter dem Spritzleder sitzen mußte. In Königshütte wohnten wir bei der Schwester meines Vaters, welche an den um die Entwicklung der oberschlesischen Hütten hochverdienten Hütteninspektor Abt verheiratet gewesen war, nach dessen Tode (1829) sie sich mit dem Hütteninspektor Mende wiederverheiratet hatte. Die Familie wohnte in einem noch jetzt bestehenden Hause, der sogenannten Kolonie, gegenüber dem damals kleinen Hüttenparke, welcher unmittelbar an das Werk anschloß. Von der Laurahütte selbst habe ich wahrscheinlich nichts zu sehen bekommen, wohl aber erinnere ich mich des herrlichen Blickes, welchen wir eines Abends von dem Redenberge genossen, von dem herab man die Hochöfen, die von meinem Großvater aufgeführt und mit in gotischem Stil errichteten Gichttürmen versehen waren, überblickte. Das ganze Bild wurde durch die hoch aus den Gichten schlagenden flammen der Hochöfen, deren Gase damals noch gänzlich unbenutzt blieben, und die gelben rußenden flammen der Meiler, in denen die Steinkohlen verkohlt wurden, thatsächlich zauberisch schön beleuchtet. Mein Vater sprach später oft davon, wie vergeblich er dazu ermahnt habe, die flammen zur Dampferzeugung zu benutzen. Wie lange dauerte es, bis dieser Gedanke verwirklicht wurde!

Erinnerungen aus meiner praktischen Zeit.

Nachdem ich meine Schulbildung durch das Abiturienten-Examen auf dem Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin am 30. September 1853 abgeschlossen hatte, folgte ich meiner Neigung, mich dem Hüttenwesen zu widmen, und meldete mich bei dem Oberbergamte zu Breslau für den Staatsdienst an. Wie es gekommen war, daß ich dieses Fach ergriff, muß ich etwas näher erläutern. Ein sehr guter freund meines Vaters und unserer ganzen familie war der berühmte Autor der „Eisenhüttenkunde“ und verdienstvolle förderer des Eisenhüttenwesens, Karsten, welcher in Berlin lebte und allerdings in demselben Jahre, in welchem ich meine Laufbahn antrat, starb. Die Vorliebe für die Naturwissenschaften war ganz besonders durch den interessanten Unterricht eines meiner Lehrer, des Professors Seyde, auf der Schule angeregt worden, obwohl damals, wie noch heute vielfach, auf allen humanistischen Gymnasien dieser naturwissenschaftliche Unterricht sich in sehr engen Grenzen hielt und oft die fragen der Schüler weit über das Wissen und Können des Lehrers hinausgingen, wenn sie sich besonders für einen Gegenstand interessierten und Aufklärung verlangten. Indessen die Anregung war gegeben, und mein Wunsch war, Naturwissenschaft studieren zu können. Da indessen die Aussichten, als Professor der Naturwissenschaft an eine Universität berufen zu werden, zu jener Zeit ungemein gering waren,

so fragten wir den vorgenannten „Onkel“ Karsten um seinen Rat, welcher mit vollem Rechte sagte, daß kein Fach geeigneter sei, die Naturwissenschaften weiter zu treiben, als das Berg-, Hütten- und Salinensfach, und daß in diesem wiederum die Staatslaufbahn die beste Gelegenheit dazu gäbe. So wandte ich mich denn, ehe ich von Berlin Abschied nahm, auch noch einmal an diesen Mann, um ihm Lebewohl zu sagen, und er gab mir dabei einen Rat, dem ich stets und mit Erfolg treu geblieben bin. „Das Gebiet des Berg-, Hütten- und Salinensfaches und der Umfang der Studien sind so groß, daß alles gleichmäßig zu beherrschen kaum einem Menschen möglich ist. Lerne daher“, sagte er, „alles was nötig für die Prüfungen ist, aber widme Dich mit Vorliebe einem Zweige, der Dein ganz besonderes Interesse erregt.“

Ich wurde von dem Oberbergamte unterm 7. Oktober 1855 als Bessflüssener angenommen und reiste bald darauf mit meinem Vater, der in Schlesien dienstlich zu thun hatte, nach Malapane, wo ich meine Laufbahn beginnen sollte.

Malapane war gerade 100 Jahre vorher gegründet worden. Nach der Besitznahme von Schlesien durch den zweiten Breslauer Frieden im Jahre 1745 und den darauf folgenden 7-jährigen Krieg war Friedrich der Große aufmerksam geworden einerseits auf die Bodenreichtümer, welche Schlesien birgt, und andererseits auf die Notwendigkeit, dem Gewerbefleiß dieses sehr zurückgebliebenen Landes aufzuhelfen. In erster Linie bemerkte er, daß die Festungen, welche durch den Krieg sehr gelitten und in fast verteidigungslosen Zustand versetzt waren, notwendiger Weise der Aufbesserung und namentlich einer schleunigen Beschaffung von Kriegsvorrat, insbesondere von Kugeln und Geschützen bedurften, um für den Fall einer Erneuerung des Krieges bereit zu sein, den Feind zu empfangen. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, in der Provinz selbst Eisen zu erzeugen. Man kannte damals noch keinen anderen Brennstoff als Holz und Holzkohle für die Eisenerzeugung. Die ungeheuren Wälder, welche den größten Teil Oberschlesiens bedeckten, gewährten Aussicht auf unerschöpflichen Vorrat dieser Brennstoffe, sobald sie richtig forstlich bewirtschaftet würden. Nachdem man sich umgesehen hatte, ob es Eisenerze gäbe, fand man auch deren reichlich. Die Eisenindustrie in Oberschlesien war schon sehr alt, aber bis dahin fast allein darauf beschränkt gewesen, aus Raseneisenerzen durch Rennarbeit unmittelbar Eisen zu erzeugen. Der König Friedrich der Große gab dem damaligen Oberforstmeister Rhedanz den Auftrag, geeignete Punkte zur Errichtung von Eisenwerken zur Erschmelzung von Roheisen in Hochofen und zur Errichtung von Frischfeuern zur Verwandlung des Roheisens in schmiedbares Eisen in Vorschlag zu bringen,

und dieser, mit richtigem Blick, wählte einen Punkt an dem Malapanestrom aus, welcher in der Nähe des Dorfes Schodnia, wo eine Mühle lag, ein ausreichendes Gefälle bot, um Gebläse und Hämmer zu treiben. 1753 begann der Bau des Hüttenwerkes durch Ausführung zweier Hochöfen. 1754 wurden auf der anderen Seite des Malapaneflusses Frischfeuer angelegt.

Dieses Hüttenwerk war es, zu dem ich meine Schritte lenkte. Es liegt im Kreise Oppeln, etwa 3 Meilen südwestlich von der Stadt Oppeln, und eine gut unterhaltene Kunststraße verband es damals allein mit dieser Stadt, durch welche bei meiner Ankunft bereits die Eisenbahn von Breslau nach Gleiwitz geführt war. Der Malapanefluß gab damals einer großen Zahl von Eisenhüttenwerken die Betriebskraft. Fehlte es also weder an Holz, noch an Erz, noch an Betriebskraft, so war es doch seiner Zeit sehr schwierig gewesen, das Werk überhaupt in brauchbaren Gang zu setzen; denn es fehlte gänzlich an geeigneten Arbeitern, und es mußten fremde Arbeiter herangezogen werden, welche theils aus der Provinz Brandenburg, theils aus dem Königreich Sachsen, theils aus dem Harz stammten, aber damit sie sich in Oberschlesien, am einsamen Flecke, nur umgeben von ungeheuren Wäldern, wohl fühlten, mußten vor allen Dingen gute und ordentliche Wohnungen, an die sich Gärten anschlossen, hergestellt werden. Das war denn auch alles im Laufe der Jahre nach Möglichkeit ausgestaltet worden und bei meiner Ankunft war das Malapaner Werk nicht nur in einem vollen, günstigen Betriebe, sondern es war außerdem die Pflanzstätte für das gesamte oberschlesische Eisenhüttenwesen, ja für ganz Deutschland. Selbst Ausländer, Engländer, Franzosen, Belgier, Österreicher, Russen, waren häufige Besucher geworden.

Das Werk erhielt seine Betriebskraft durch den Malapanefluß bei 16 m Gefälle mit etwa 48 P. S. Es war damals nur noch ein Hochofen im Betriebe, der 10 m Höhe, etwas über 2 m im Kohlensacke hatte und mit Winderhitzungsapparaten auf der Gicht, die aus eisernen Hosentröhen bestanden, versehen war, zwei Formen besaß und mit theils milden Brauneisenerzen, theils mit gerösteten Thoneisensteinen unter Zuschlag von Kalk beschickt wurde. Neben den Holzkohlen erhielt der Ofen damals einen Zusatz von Koks, weil die Holzkohlen zu teuer geworden waren, trotz der erheblichen Frachtkosten, die die Beschaffung dieses Koks von Oberschlesien mit führen auf der Landstraße nötig machten. Das Roheisen wurde hauptsächlich für Gießereizwecke benutzt. Ein Kuppelofen unterstützte den Hochofen in außerordentlichen Fällen, z. B. bei Stillstand oder wenn der Hochofen nicht genug für die Bestellung lieferte. Ein Trockenofen wurde mit den Abgasen des Kuppelofens geheizt, der im übrigen auch mit einem Winderhitzungsapparate versehen war. Die beiden Frischfeuer lagen zusammen

in einer Hütte. Die Frischhütte umschloß ein einfaches und ein doppeltes Frischfeuer, welche ebenfalls mit Winderhitzungsapparaten versehen waren und zwei gußeiserne Aufwerfhammergerüste besaßen. Der Wind wurde durch ein Doppelcylindergebläse beschafft, welches zwei Cylinder von 5,50 m Durchmesser und ebensoviel Hub hatte und 10 bis 15 Wechsel machte. Es lieferte den Wind sowohl für den Hochofen wie für den Kuppelofen und die Frischfeuer. Wasserräder gaben die Betriebskraft.

Auch der Gichtaufzug für den Hochofen wurde mit Wasserrad betrieben. Es war dann noch eine Zeug- und Maschinenschmiede und eine recht gut ausgerüstete Maschinenwerkstätte vorhanden, zu deren Betriebe eine Turbine diente, deren Rad 2 m im Durchmesser hatte. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß alle Nebengebäude, wie Schuppen, Material- und Produkten-Magazine u. s. w. nicht fehlten.

Die beiden Teile des Werkes wurden durch eine geschmackvoll ausgeführte Kettenbrücke über die Malapane verbunden. Eine kleinere Brücke führte über den Oberwerksgraben. Mit dem Hauptwerke war noch in Jedlitz am Malapaneflusse ein Nebenwerk verbunden, wo mit 3 m Gefälle und etwa 60 P. S. vier Frischfeuer und ein Zinkblechwalzwerk betrieben wurden, und ferner ein Nebenwerk in Dembiohammer, welches von einem Nebenflusse, dem Himmelwitzwasser, welches in einem Teiche angesammelt wurde, die Betriebskraft erhielt. Hier befanden sich wiederum zwei Frischfeuer, denen der Gebläsewind durch ein Kastengebläse mit Wellfüßen zugeführt wurde.

Diesen drei Werken stand der Oberhütteninspektor Ludwig Wachler vor, welcher bereits 25 Jahre im Dienste der ober-schlesischen Eisenindustrie war und 1850 die Oberleitung von Malapane übernommen hatte. Es waren ihm beigegeben: als Hütten-schreiber für den Betrieb des Hochofens, der Gießerei und der Malapaner Frischfeuer Abt, der Sohn des vorher genannten Königshütter Abt, ferner ein Maschinenmeister Munscheid, ein Hüttenmeister für die Frischfeuer in Jedlitz und Dembiohammer, sowie für die Köhlerei Wittwer, ein Materialien- und Produktenverwalter mit dem Titel Hüttenmeister Teichmann, ein Kassenrendant, ein Registrator, außerdem noch ein Maschinenwerkstatts-Aufseher und zwei Monteure.

Der Oberhütteninspektor Wachler war eine nach allen Richtungen hin ausgezeichnete Kraft. Nicht nur daß er es verstand, das Werk in einer solchen Blüte zu halten, daß es trotz seiner schwierigen Lage gegenüber dem mehr und mehr aufblühenden Kokshochofenbetriebe und trotz der Ausdehnung des bei Steinkohle ausgeführten Puddelprozesses stets nicht unerhebliche Überschüsse lieferte, sondern er war auch ein ganz vorzüglicher Lehrmeister. Er wußte die jungen Leute, die seinem Werke überwiesen wurden,

für alle Betriebszweige aufs höchste zu interessieren, ihnen Lust und Liebe an ihrer Arbeit beizubringen und spornete sie an dadurch, daß sie in jedem Betriebszweige, den sie durchmachten, ein Meisterstück liefern mußten, welches unter seinen und des gesamten Hüttenamts Augen ohne Hülfe aus- und durchzuführen war. Erst dann wurde der Betreffende aus diesem Betriebe an einen anderen Zweig übergeben; aber er mußte noch eine schriftliche Ausarbeitung über den vorigen Betrieb vornehmen, welche der Censur des Oberhütteninspektors unterbreitet wurde.

Da der Winter vor der Thür stand, so war meine erste Aufgabe, mich mit dem Hochofenprozesse und der Gießerei zu beschäftigen. Ich wurde daher angestellt, um Formen zu machen und diese für die verschiedenen Arten von Gußstücken auszuführen. Da war zuerst Geschirrguß, für welche besonders das Formen von Bauchtöpfen sehr schwierig war. Diese Bauchtöpfe waren sehr begehrt, weil in den sämtlichen Haushaltungen der oberschlesischen Familien nur solche Töpfe auf offenen Herdplatten benutzt wurden. Jeder Topf mußte ein bestimmtes Gewicht haben, und geringe Grenzen für die Abweichung nach oben und unten waren nur zulässig. Dann galt es, neben Guß von Maschinenteilen (Grauguß), auch Formen für Hartguß herzustellen. Solcher Hartguß wurde nur selten, dann für Grubenräder mit harten Laufflächen und für Hartwalzen ausgeführt. Beide Arten der Herstellung erforderten sehr sorgfältige Ausführung der Formen. Alles wurde unmittelbar aus dem Schöpfherde des Hochofens gegossen, nur große Stücke, wie Walzen, durch Abstich. Für den Hartguß hatte der Hüttenmeister Abt ein ganz besonderes Verfahren des Hochofenbetriebes erfunden, indem er von Zeit zu Zeit einen vorübergehenden Rohgang durch Abbruch an Brennstoff und Setzung leicht reduzierbarer Erze hervorrief und so halbiertes Eisen erzeugte, worauf dann der Guß erfolgte, während bereits schon wieder leere und leichte Gichten gesetzt waren, um die herabgegangene Temperatur zu erhöhen, so daß kurze Zeit darauf das Eisen wieder in der gewöhnlichen grauen Art floß. Die Hartwalzen waren berühmt in der ganzen Welt und gingen reichlich nach Nordamerika.

Das Werk hatte sich stets Fortschritte zu Nutzen gemacht, welche viel später erst anderwärts in Deutschland zur Geltung kamen. Bereits 1791 war ein Cylindergebläse an Stelle des früheren hölzernen Kastengebläses in Malapane aufgestellt worden, und im gleichen Jahre wurden bereits von meinem Großvater die ersten Schmelzversuche im Hochofen mit Koks angestellt, welche dann bekanntlich zu der Anlage und dem Betriebe in Gleiwitz führten. Der Minister von Reden, welcher im Jahre 1790 in England gewesen war, hatte von dort aus eine ganze Menge wichtiger Neuerungen mitgebracht, die besonders in der Gießerei eingeführt wurden.

Der wichtigste Teil der Gießerei war nämlich die Anfertigung von Gußteilen für landwirtschaftliche Maschinen, welche in der Maschinenwerkstätte zusammengestellt wurden und welche den Wettbewerb mit denen anderer Provinzen und Länder zu bestehen hatten.

Hier in Malapane wurde ziemlich früh erhitzter Wind beim Hochofenbetriebe angewendet. Schon im Jahre 1834 hatte man mit Versuchen begonnen, aber erst im Jahre 1837 wurde der erhitzte Wind regelmäßig eingeführt, nachdem man an Stelle eines eisernen Spiralköhrenringes, der um den obersten Teil des Hochofens gelegt und im Schachtfutter eingebaut war, Apparate mit gußeisernen Röhren eingebaut hatte, welche unmittelbar von der Gichtflamme erhitzt wurden. Als das Holz zu teuer wurde und bessere Verwendung als für die Holzkohlenerzeugung fand, versuchte man durch einen entsprechenden Kokszusatz zu helfen, nachdem man die Windpressung gesteigert hatte. Die Dauer der meisten Hüttenreisen des Hochofens lag zwischen 40 und 60 Betriebswochen.

Meine Arbeit an dem Hochofen und in der Formerei beschränkte sich auf den Tag, und es war deshalb damit keine besondere Anstrengung verbunden, namentlich nachdem ich gelernt hatte, mich in Holzpantinen und mit Schurzfell frei zu bewegen; als aber das Probestück, bestehend in einem Hartgußgrubenrad mit Speichen, glücklich vollendet war und meine Leistungen die Zufriedenheit des Oberhütteninspektors gewonnen hatten, kam der viel anstrengendere Frischfeuerbetrieb an die Reihe. Es erfordert dieser Betrieb nicht nur weit mehr körperliche Kraft, sondern wegen der unregelmäßigen Zeiten auch eine sehr unregelmäßige Lebensweise. Jedes Mal, wenn eine Schicht vorbei war, so wechselte der Meister, und er sandte dann seinen Gehilfen, der, mochte es am Tage oder bei Nacht, vor oder nach Mitternacht sein, zur bestimmten Zeit an das Fenster klopfend mit dem polnischen Ausdrucke „Na olewa!“ mich rief. Dann mußte so schleunigst wie möglich aus dem Bette gesprungen werden, und in kurzer Zeit war man, nur mit Hose und Hemde bekleidet, am Frischfeuer, bereit mit Hand anzulegen. Es wurde die Dreimalerschmelzerei ausgeführt unter Benutzung der Schmelzhitze zum Ausheizen der Schirbeln.

Der Frischfeuerbetrieb war eingeführt worden, sobald man nicht mehr alles erblasene Roheisen zur Herstellung von Kriegsvorräten brauchte, weil dann der Bedarf an anderen Gegenständen nicht das erzeugte Roheisen deckte. Da Holz im Anfang reichlich zu Gebote stand, so brauchte man sich nicht sehr über die Art der Frischmethode zu sorgen. Aber als um 1790 die Holzpreise erheblich in die Höhe gingen, mußte man auch hier an große Sparsamkeit denken, und es wurden im Jahre 1788 zwei Frischer vom Harz, die Gebrüder Spindler herbeigerufen, welche nunmehr die sogenannte

Warmfrischmethode mit erhitztem Winde einführten. Es bildete sich daraus jener wohl vollkommenste Herdfrischprozeß aus, der noch heutigen Tages unter dem Namen der schlesischen Dreimaltschmelzerei bekannt ist. Merkwürdigerweise indessen wollte es nicht gelingen, Stahl in gleichmäßiger Art herzustellen, obwohl doch der vorgenannte Koulhaaß dies auf dem an der oberen Malapane gelegenen Stahlhammer bei Kutschau sehr gut fertig gebracht hatte. Im Jahre 1840 hatte der hochverdiente Maschinenmeister Munscheid neue Wärmvorrichtungen und Düfeneinrichtungen hergestellt, so daß nunmehr durch die Ersparung an Holzkohle bedeutende Überschüsse erzielt werden konnten. Freilich bezog man zu einem großen Teile das für den Frischprozeß bestimmte Eisen allmählich aus den oberschlesischen Koks-Ofen-Distrikten.

Nachdem von mir der Probedeul, bei welchem nur ein junger Gehülfe zugegen sein durfte, welcher die Materialien herbeischaffte, vollendet war, wurde ich zur noch vollkommeneren Ausbildung im Frischen nach Jedlitz geschickt, wo einige Abänderungen im Betriebe vorhanden waren, deren Erlernung dem Oberhütteninspektor wünschenswert erschien; denn damals dachte noch niemand daran, daß jemals das Holzkohlenfrischfeuer entbehrlich werden könnte.

Ehe ich indessen weiter gehe, muß ich meine Wohnungsverhältnisse näher beschreiben. An der Straße von Oppeln standen am Eingang des Ortes vier Beamtenhäuser, zwei rechts, zwei links; jedes umschloß zwei Wohnungen. Sie waren nur einstöckig, der Fußboden lag tiefer als der Weg und war daher sehr feucht. In dem zweiten rechts wohnte mein Vetter G. Abt, ein äußerst talentvoller Mann, der Erfinder des elliptischen Hochofenschachtes, den man oft dem Amerikaner Alger fälschlich zuschreibt, der Erfinder des vorübergehenden Rohgangs für Hartwalzenguß und dergl. mehr. Leider umnachtete sich sein Geist in späterer Zeit, und er beschloß sein Leben im Irrenhause. Da er Junggeselle war, benutzte er nur zwei Zimmer, eins war das Wohnzimmer und gleichzeitig sein Schlafzimmer, das andere diente zum Aufbewahren von allerhand Sämereien, und das damit verbundene große Doppelfenster zum Aufenthalt von Singvögeln. Da keine Wand frei war, wurde meine eiserne Bettstelle in der Mitte der Stube zwischen den Sämereien aufgestellt. Diese hatten zahlreiche Mäuse angelockt, die die Außenwelt mit dem Zimmer bergmännisch in Verbindung gesetzt hatten. Durch die Mäuselöcher erschien auch nicht selten eine dicke Kröte. Indessen die ungewohnte praktische Arbeit ließ mich stets vortrefflich schlafen, bis der Ruf des Frischers erklang.

Es war inzwischen das Frühjahr herangekommen, welches mich zeitweise in größere Entfernungen vom Ort brachte; aber ehe ich meine weitere

Thätigkeit schildere, muß ich noch ein wenig der allgemeinen sozialen Verhältnisse in Malapane gedenken.

Der Oberhütteninspektor suchte nicht nur die jungen Leute tüchtig durch körperliche und geistige Arbeit zu beschäftigen und sie so namentlich auch vertraut zu machen mit all dem, was von dem Arbeiter einerseits gefordert werden muß, andererseits nur verlangt werden darf, sondern er sorgte auch dafür, daß die jungen Leute sich wohl fühlten. Welche Anziehungskraft für die Ausbildung und Erziehung von Eishüttenleuten Malapane besaß, ergibt sich daraus, daß, als ich mich kaum dort eingerichtet hatte, etwa 12 junge Leute zusammen waren, die auf die einzelnen Betriebszweige verteilt wurden. Viele von denselben haben sich später in ausgezeichneter Weise als Hüttenleute bewährt. Ich will nur darunter erwähnen: Springer, dessen Erfindung des Doppelpuddelofens einen wesentlichen Fortschritt im Puddelbetrieb bezeichnet; Wiebmer, welcher als langjähriger Leiter des Hochofens in Gleiwitz sich so große Verdienste erwarb, daß dieser Hochofen von Nah und Fern als mustergiltig besucht wurde; dann Alfred von Lindheim, welcher später mehr durch seine kaufmännischen als technischen Thaten glänzte; Erbreich, welcher in Südrußland die ersten Koksöfen baute und nachher Direktor des fürstlich Stolberg'schen Hüttenwerkes in Isenburg wurde, leider in noch jungem Alter durch einen Schuß, den er fast am Schlusse des deutsch-französischen Krieges 1871 bei Belfort erhielt, schwer verwundet wurde und der unter meinen Händen — er war mein innigster Freund — in den Baracken am Kreuzberge bei Berlin sein Leben aushauchte; ferner der lebenswürdige Jüttner, der spätere Direktor der Laurahütte. Schon vorgeschrittener in der Laufbahn war Richter, ein geborener Malapaner, der spätere General-Direktor der Aktiengesellschaft Verein. Königs-Laurahütte.

Am Abend, nachdem die mit weniger guten Zulagen versehenen Jünglinge zu Haus gegessen, versammelte man sich im „Kretscham“, dem Hüttengasthause, zu einem Glase Bier, wo sich auch die meisten Beamten auf ein Stündchen einfanden.

Das Leben gestaltete sich um so anmutiger, als in dem Orte, abgesehen von vielen lebenswürdigen Frauen und älteren jungen Damen, besonders zwei junge Mädchen von seltener Schönheit waren, die eine die Tochter des Oberhütteninspektors, schlank, blauäugig und blondlockig, die andere die Tochter des Maschinenmeisters in blühender Fülle, dunkeläugig und braunlockig. Sehr bald schied sich naturgemäß die Zahl der jungen Leute in zwei Abteilungen, deren jede sich bemühte, sich bei der einen der beiden Schönen durch interessante und hübsche Arrangements angenehm zu machen. So wechselten denn Tänze mit Aufführungen von Theaterstücken,

Waldspaziergänge mit Schlittenfahrten, die stets in der schönsten und harmlosesten Weise verliefen. Beide jungen Damen haben sich später glücklich verheiratet, freilich mit keinem der damaligen Tänzer.

Als, wie gesagt, der Frühling herankam, wurde ich in den Wald gesendet, um die Köhlerei zu erlernen. Da in der nächsten Umgebung von Malapane keine Meiler zu errichten waren, so wurde ich ziemlich weit fort in die Nähe des Gutes Radau geschickt, um dort die Köhlerei zu studieren. Ein solches Leben im Walde hat seine ganz besonderen Reize. Fern ab von bewohnten Orten, ist man ganz auf sich angewiesen, muß sich sein Essen, zu dem die Zuthaten (Kartoffeln, Eier, Butter, selten Fleisch) durch einen Lausburschen morgens herbeigeschafft werden, ganz allein bereiten, schläft in der einfachen, aus Holzstäben errichteten, mit Moos und Sand überdeckten Hütte auf einem Strohsack, bedeckt mit einer einfachen flanellecke, und hat im übrigen Tag und Nacht auf den Meiler acht zu geben. Mein Aufenthalt im Walde an der gedachten Stelle wurde dadurch ganz besonders interessant, daß ich infolge einer Brandverletzung am Fuße von dem Besitzer des Rittergutes Herrn von Schmakowsky eingeladen wurde, bis zur Ausheilung bei ihm im Schlosse Wohnung zu nehmen, und dort einige Tage der allerangenehmsten Zeit zubrachte, trotzdem meine Garderobe gerade nicht schloßmäßig beschaffen war.

Nachdem ich das Holzverkohlen gelernt hatte, wurde mir die Aufgabe, meinen Probemeiler selbst zu setzen und zu vollenden. Das geschah, etwa eine Meile von Jedlitz entfernt, im herrlichen Kieferwalde, an dessen Rande sich eine von einem Bach durchflossene, abends und morgens reichlich von Hochwild besuchte Wiese, begrenzt mit Laubholz, hinzog. Nun war ich vollständig allein; denn der Junge, der mir zugeteilt wurde, durfte mir nur das Holz anfahren, verließ mich dann und brachte mir nur am Morgen wieder die nötigen Unterlagen für die Bereitung meiner Mahlzeiten, die der Einfachheit wegen der Regel nach nur aus Eierspeisen bestanden, da das Kartoffelkochen gewöhnlich zu lange dauerte und über meine Geduld ging. Als ich gerade fertig mit meinem Probemeiler war, die Kohlen abgeliefert und für das Plus, welches ich durch meine Sorgfalt gemacht, etwa 17 1/2 Silbergroschen, meinen ersten Verdienst, eingezogen hatte, wurde mir ein besonders ehrenvoller Auftrag zu teil. Es wurden mir nämlich zwei junge Leute aus dem Königreich Sachsen, unter ihnen der bekannte spätere Hüttenbesitzer Breitfeld aus Erla, die von dort aus hierher gekommen, um die Köhlerei zu erlernen, zugeteilt, und ich mußte den Beiden das, was ich selbst gelernt hatte, beibringen.

Sonntags empfingen wir dann gewöhnlich den Besuch der in Malapane weilenden jungen Leute und der Damen, die dann Kaffee und Kuchen mit-

brachten und uns so den Aufenthalt doppelt angenehm gestalteten; die liebenswürdige junge Frau Teichmann übernahm dabei stets die Aufsicht, damit alles in den Grenzen strengster Sitte blieb.

Nachdem auch der Meiler der Sachsen zu Ende geführt und gut gelungen war, und ein Ausbringen ergeben hatte, welches über das Soll hinausging, wurde ich zurückberufen, an Vormittagen auf dem Werke im Bureau beschäftigt und benutzte die Nachmittage zum Zeichnen und praktischer Arbeit in den Maschinenwerkstätten. Das Zeichnen war für mich eine besonders lehrreiche Thätigkeit, weil ich überhaupt erst zeichnen lernte. Man weiß ja, wie wenig das humanistische Gymnasium noch jetzt und namentlich in jener Zeit auf Linearzeichnen giebt. Man lernte so gut wie gar nichts in dieser Beziehung. Obwohl ich sehr gern zeichnete, auch Aquarell malte, so verstand auch ich doch gar nichts vom Linearzeichnen. Als nun mein Vater mich eingeführt hatte, hatte er den Maschinenmeister Munscheid gebeten, mich im Zeichnen zu unterrichten. Unvergeßlich ist mir, wie er bei meinem ersten Anfange, nachdem er mich im Aufspannen des Bogens unterwiesen hatte, mir eine Zeichnung, die in Skizze ausgeführt war, zur Ausführung für die Werkstätten übergab. Ja, wie das anzufangen wäre, fragte ich ihn. Mit einem ziemlich mißachtenden Blicke nahm er seine Reißschiene, zog eine horizontale und eine vertikale Linie und sagte: „Wo die sich schneiden, ist der Nullpunkt, nun zeichnen Sie!“ Allmählich ging die Sache auch viel besser und vollkommener, als ich anfangs gefürchtet hatte.

Jetzt kommt aber eine sehr interessante Episode. Ich pflegte, wie auch im späteren Leben bis zum heutigen Tage, wenn es irgend anging, den Sonntag ganz für mich zu behalten und allen dienstlichen Arbeiten fern zu bleiben. So saß ich denn auch in der Wohnung meines Veters Abt, am 20. August des Jahres 1854, und studierte in Humboldt's Kosmos, welcher mir unerwartet neue Aufschlüsse und einen weiten Gesichtskreis zu bringen schien, so daß ich mich kaum trennen konnte, als mein Vetter hineinstürzte und erklärte, ich solle nur schnell kommen, es sei Hochflut im Anzuge und ich müsse retten helfen. Erst glaubte ich, daß die Sache nicht so schlimm würde, indessen als ich dann alle möglichen Hilferufe hörte, eilte auch ich hinaus und fand schon alle beschäftigt, die Folgen der Flut thunlichst unschädlich zu machen. Oberhalb Malapane waren durch anhaltende wolkenbruchähnliche Regen die Wässer so geschwollen, daß die zahlreichen Hüttenteiche, unter ihnen namentlich sieben sehr große in der Guttentager Gegend, durch ihre Dämme gebrochen waren und alles, was sich ihnen entgegenstellte, vernichtet hatten. Brücken, Holz, Getreide, kurz alles, was auf den Feldern in der Umgegend lag, wurde mit fortgerissen und setzte sich nun, als es an das Flutwehr von Malapane kam, gegen dieses; es war

nichts mehr von den Schleusen zu sehen, diese vielmehr durch mächtige Holzstämme, die mit herabgeschwennt waren, vollständig verdammt. So kam es denn, daß die Fluten zuerst an den beiden Trägern des Wehres herumgingen und es notwendig wurde, die auf dem Bauplatz lagernden Holzmaterialien so schnell wie möglich zu retten. An Mittagessen dachte niemand; denn um diese Zeit war die Flut wohl am höchsten gestiegen. Ich selbst war beauftragt worden, was an Holzfohlen zu retten war, zu retten durch Heranziehen mit Rechen. Der Oberwerksgraben überstieg seine Ufer und bildete einen Strom auf der Landstraße vor dem Amtshause entlang nach der Hütte hin, bis endlich ein großer Durchbruch am rechten Wehrflügel erfolgte und Luft schaffte. Damit war allerdings große Gefahr für die schöne Kettenbrücke geschaffen. Indessen wurde sie glücklicherweise beseitigt, weil die Pfeiler des Produkten-Magazins sich erhalten konnten. Es mußten indessen aus dem Magazin die Produkte und Materialien schleunigst gerettet werden. Alles aus dem Amtshause wurde ausgeräumt und in Sicherheit gebracht. Von 3 Uhr ab sank das Wasser allmählich, und die Gefahr weiterer Vernichtungen war vorüber. Freilich war das Gebläse des Hochofens außer Betrieb gesetzt und der Hochofenbetrieb mußte eingestellt werden. Da man den Hochofen nicht niederblasen konnte, so war es nötig ihn auszukratzen, und dies geschah. Es war das eine der interessantesten Arbeiten, welche ich in meinem praktischen Betriebe mit erlebt habe; denn bei diesem Auskratzen, welches nach Fortschaffen des Wallsteins und Ausbruch des Tümpels erfolgte, sah man allmählich alle jene Veränderungen, welchen die Materialien im Ofen zu unterliegen haben, vor den Augen vorbeiziehen.

Es wurde nun an der Wiederherstellung aller beschädigten Gebäude und Gegenstände schleunigst gearbeitet, und endlich war mit Anfang November der Schaden im wesentlichen wieder gutgemacht; es konnte nun das geschehen, auf was man sich schon längst vorbereitet hatte, was aber selbstverständlich durch die Wasserflut hintangesetzt war. Man konnte am 11. November das 100jährige Jubiläum des Hüttenwerkes begehen.

Bald darauf legte ich meine mündliche Prüfung mit gutem Erfolg zurück und wurde zum Königlichen Inspektanten am 23. Dezember 1854 ernannt. Dann verließ ich Malapane, um mich nunmehr dem Bergbau zu widmen; denn es lag nahe, daß, wenn man Aussicht in der Staatslaufbahn haben wollte, man sich nicht, wie dies früher möglich gewesen war, lediglich einem einzelnen Zweige hingeben, also nur Hüttenmann bleiben durfte, sondern auch gleichzeitig dem Bergwerks- und Salinenbetriebe gewisse Zeit opfern mußte.

Ich ging daher zuvörderst nach Carnowitz, um als Bergmann praktisch auf der Friedrichsgrube zu arbeiten. Dort wohnte ich in einem Hotel am

Marktplatz, genannt „zu den sieben Linden“. Die Stadt sah genau so aus, wie noch heut. Der Markt bot dasselbe bunte Bild, wie jetzt. Die Weiber mit ihrer bunten Tracht schwatzten wasserpolnisch, aber weder Sprache noch Religion gaben jemals zu irgend welchen Zwistigkeiten Veranlassung. Das war der Unterschied gegen heut.

Auf der Friedrichsgrube wurde ich nun vor allen Dingen mit den Schülern der Bergschule, welche in Tarnowitz bestand, vor einem Streb angelegt, um dort die nötigen Erfahrungen im Bohren, Schießen und Erzgewinnen zu erlangen. Ich gestehe indessen, daß mich diese Art der praktischen Arbeit, bei der es viel mehr auf bloße Handfertigkeit ankam, als auf Überlegung, Geschicklichkeit und wissenschaftliche Untersuchungen, wenig befriedigte gegenüber dem Eisenhüttenbetriebe. Glücklicherweise erhielt ich aber wissenschaftliche Anregung durch meinen Stubennachbar, den späteren Geh. Bergrat Runge und durch den späteren Professor Websky. Durch sie erwarb ich meine ersten geognostischen und mineralogischen Kenntnisse; denn ich war sehr niedergeschlagen, als ich von meinen Kameraden vor Streb das Wort „Dolomit“ hörte, von dessen Vorhandensein ich niemals auf der Schule eine Ahnung bekommen hatte.

Der Schluß, nachdem ich die Gesteins- und Zimmerarbeiten vor dem Streb, in der Strecke und im Stolln kennen gelernt hatte, war, daß ich dazu bestimmt wurde, einen neuen Schacht (den Martin-Schacht) im schwimmenden Gebirge mit abzuteufen und dabei meinem Tode nur dadurch entging, daß ich an demselben Morgen, an dem dieser mit Getriebzimmerung abgeteufte Schacht vollkommen zu Bruche ging, im hohen Schnee, der die Wege bis zur vollkommenen Unkenntlichkeit verweht hatte, und durch den man hindurch mußte, da die neu angelegte Grubenbahn nicht beschritten werden durfte, stecken blieb. Nachdem ich auf mein Rufen nach langer Zeit mit Hilfe von langen Stangen herausgeholt und zu meinem Schachte gelangt war, war die Katastrophe bereits eingetreten.

Von der Friedrichsgrube bei Tarnowitz wurde ich zur Blei- und Silberhütte Friedrichshütte und von dort nach der Rybniker Eisenhütte geschickt, um überall praktisch zu arbeiten. Die Friedrichshütte hatte mein Großvater gebaut¹⁾, und in Rybnik hatte Karsten die zahlreichen Versuche zur Feststellung der Einwirkung fremder Elemente auf die Eigenschaften des Eisens anstellen lassen. Überall fand ich die freundlichste Aufnahme und Unterstützung meiner Ziele.

So vorbereitet kam ich zum Schluß meiner praktischen Zeit auf die

¹⁾ S. dessen Lebensbild in der Verh. zur Bef. des Gewerbseißes und die Geschichte der Friedrichshütte in der Zeitschr. für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen von Teichmann und mir.

Königshütte und Königsgrube. Ich bin meinem Oberbergamte stets zu großem Danke für die Fürsorge verpflichtet gewesen, mit der man mich in so vortrefflicher Reihenfolge mit allen für meine Laufbahn nötigen Kenntnissen versah. In Königshütte nahm ich wiederum Wohnung in demselben Hause und bei derselben liebenswürdigen Base, welche mich in meinen ersten Kindesjahren beherbergt hatte. Hier führte ich ein sehr anstrengendes Leben.

Da ich die Praxis des Steinkohlenbergbaus kennen lernen wollte, mich aber wiederum der Betrieb des großen Eisenwerks mehr anzog, so pflegte ich am Tage auf dem Hüttenwerke zu arbeiten und abends, bei Beginn der Nachtschicht mit einzufahren. Da blieben nur wenige Stunden zum Schlafe. Indessen machte es meine unverwüßliche Gesundheit möglich, auch diese Schwierigkeiten zu überwinden, und so konnte ich gleichzeitig am Hochofen arbeiten und Steinkohle gewinnen lernen. Nicht so leicht ging es, als ich dann zum Puddelbetrieb überging. Diese Arbeit war doch zu anstrengend, als daß es möglich gewesen wäre, eine bergmännische Arbeit noch nebenher zu betreiben. Ich beschränkte mich damals darauf, nur ab und zu in die Grube zu fahren, aber niemals versagte ich es mir, am Sonnabend Abend beim Rauben der Zimmerung in den abgebauten Pfeilern dabei zu sein und zu helfen. Die so gefährliche Arbeit war zu verlockend.

Alle diese Arbeiten wurden zwar auch beaufsichtigt, auch waren die sämtlichen Betriebsleiter, an deren Spitze der Oberhütteninspektor Menzel stand, dessen Bild mir als das eines ziemlich unnahbaren Mannes mit hohem blauen wollenen Halstuch unvergeßlich vorschwebt, gern bereit Auskunft zu geben, aber wohl empfand ich schwer den großen Unterschied in Bezug auf das, was man durch persönlichen Umgang lernen konnte, gegenüber Malapane. Die Zeit der leitenden Persönlichkeiten war viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie sich mit jedem Einzelnen hätten beschäftigen können, und es bedurfte oft einer gewissen Zudringlichkeit, um sich Aufklärung über alles das zu verschaffen, was man ohne Belehrung nicht verstehen konnte. Es ist das ein Beweis, wie falsch es ist, junge Leute sogleich in große Betriebe zu stecken, ehe sie die Praxis in engeren Grenzen kennen gelernt haben.

Um diese Zeit bestanden in Oberschlesien auf den königlichen Werken fünf Koks- und zwei Holzkohlenhochöfen, auf Privatwerken 18 Koks- und 61 Holzkohlenhochöfen, und die Roheisenerzeugung bei Holzkohlen belief sich auf rund 41000, die bei Koks auf rund 72000 Tonnen Roheisen, während in ganz Preußen rund über 260000 Tonnen Roheisen und davon noch 5200 bei Holzkohle, 600 bei gemischtem Material hergestellt wurden.

Die Vergrößerung der Königshütte war begonnen, wiewgleich sie erst 1860 ihren Abschluß erhielt. Sie umfaßte vier neue Hochofen mit Zubehör, eine Vergrößerung der alten Puddel- und Walzhütte und ein neues Schienen- und Stabeisenwalzwerk.

Dies war natürlich eine geeignete Zeit für einen jungen Mann, nach allen Richtungen hin viel zu lernen.

Der Hüttenmeister Promnitz, der Leiter der Hochofen, der Hüttenmeister Dilla, der das Walzwerk unter dem Obermeister Leder führte, und andere nahmen sich meiner dabei, soweit es ihre knappe Zeit erlaubte, besonders an und führten mich in manche Betriebsgeheimnisse ein, deren Kenntnis mir später sehr zustatten kam.

Das Leben war indessen auch hier nicht ohne viele soziale Reize. Die Sonntage brachte ich gewöhnlich mit meinem damals schon in Gleiwitz angesiedelten Freund Wiebmer zu, dessen auf einem nicht fern gelegenen Gute wohnende Eltern uns stets gastfrei aufnahmen, wenn die Stadt und Hütte in Gleiwitz nicht genügend Unterhaltung boten.

So schloß dieser Zeitraum in Oberschlesien, aus welchem ich mir freundliche Erinnerungen für mein ganzes spätere Leben mitnahm. Beim Schreiben dieser Zeilen tauchen sie alle wieder auf, und die Leser mögen entschuldigen, wenn ich zu ausführlich gewesen bin, aber tausend interessante Züge aus meinem Leben in Oberschlesien könnte ich noch anführen, die ich lieber zurückgehalten habe, weil sie wohl für mich, aber nicht für andere der Erwähnung wert erscheinen mögen.

Spätere Erinnerungen.

Nachdem die vorschriftsmäßige zweijährige praktische Beschäftigung ihr Ende erreicht hatte, verließ ich Oberschlesien, um in Berlin meiner Dienstpflicht bei den Gardepionieren zu genügen und das Universitätsstudium zu beginnen. Nachdem auch dieses in Berlin und Freiberg vollendet und ich darauf in Berlin zum Doktor der Philosophie am 7. April 1859 promoviert und dann schleunigst den italienischen Feldzug in Neustadt bei Magdeburg als Vicefeldwebel zu Ende geführt hatte, führten mich die Vorschriften über Bureauarbeiten zuvörderst nach Waldenburg. Nur noch einmal schloß ich mich einem Ausfluge des von Carnall gegründeten schlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins zum Besuch der ober-schlesischen Werke an. Dann aber folgte eine lange Reise über Belgien nach England, wo ich mich fast drei Viertel Jahre aufhielt, um das gesamte Eisenhüttenwesen mit der liebenswürdigen Unterstützung der damals auf Deutschland noch nicht eifersüchtigen dortigen Hüttenbesitzer zu studieren. Namentlich war es Südwales, wo ich

in dem Hause eines Freundes des Oberberghauptmanns von Dechen, in dem alten Schloß der Könige von Wales zu Abercarn, eine ebenso angenehme, wie lehrreiche Zeit verlebte.

Nach dem Schlusse dieser Reise konnte ich mich zur Bergreferendar-Prüfung melden und erhielt u. a. eine Aufgabe über den Vergleich zwischen den südwaliser und oberschlesischen Hochofenbetrieben. Der Vergleich fiel recht zu Ungunsten Oberschlesiens aus und wurde deshalb auch vom Oberbergamte zu Breslau mit ziemlich abfälligen Bemerkungen versehen, ohne daß doch dies einen nachtheiligen Einfluß auf die Ablegung meiner Bergreferendar-Prüfung gehabt hätte, welche in Breslau im März 1861 mit gutem Erfolge stattfand. Ich möchte hier nur über die damaligen Aussichten der jungen Leute, die sich dem Bergfache widmeten, folgende niedliche Episode aus meinem Leben erzählen:

Der Chef des dortigen Oberbergamtes, Herr von Carnall, war durch Unwohlsein an sein Zimmer gebunden und konnte daher den Vorsitz in der Prüfung nicht führen. Als ich aber am darauf folgenden Tage ihm meinen Besuch abstattete, empfing er mich mit den Worten: „Sie wollen wohl von mir einen Glückwunsch für Ihr so günstig verlaufenes Examen haben? Ich kann Sie aber nicht beglückwünschen; Sie werden morgen in der Schlesienschen Zeitung lesen, daß junge Leute, die jetzt ihren Bergreferendar machen, mindestens 105 Jahre alt werden müssen, um überhaupt eine Anstellung im Staatsdienste zu erhalten.“ Glücklicherweise ging seine Prophezeiung an mir nicht in Erfüllung.

Die anregenden und durch vortrefflich geleitete Exkursionen noch lehrreicher gemachten Vorlesungen des Professors Beyrich in Berlin hätten mich fast meiner ersten Liebe, dem Eisenhüttenwesen, untreu gemacht; ja, meine Doktor-Dissertation galt sogar der geognostischen und mineralogischen Beschaffenheit der Laven des Vesuvus. Aber als ich darauf, nachdem ich am 10. April 1861 vereidigt war, ins Siegerland gesendet wurde und ich mein erstes Staatsamt als stellvertretender Revierbeamter im damaligen Revier Eiserfeld zu verwalten hatte, und dann nach Bonn an das Oberbergamt zur weiteren Ausbildung verwiesen wurde, von wo aus ich zur Ordnung und Aufstellung der berg- und hüttenmännischen Abteilung der Weltausstellung von 1862 nach London gesandt worden war und dort die Bekanntschaft von Dr. John Percy gemacht hatte, aus der sich eine innige Freundschaft für sein ganzes Leben entwickelte, war doch wieder der alte Wunsch, mich vornehmlich dem Eisenhüttenwesen zu widmen, vollständig erwacht. Er wurde besonders bestärkt durch die auf mein Leben besonders einflußreiche Reise mit dem damaligen Chef der Bergbehörde, Krug von Nidda, durch England. Unter der Leitung dieses erfahrenen und weitblickenden Mannes

wurde auch ich gewahr, wie wesentliche Fortschritte und Änderungen im Eisenhüttenwesen nicht nur in ganz Deutschland, sondern besonders auch in Oberschlesien notwendig waren, um unsere Eisenindustrie in eine von dem englischen Einflusse unabhängige Stellung zu bringen. Von dieser Reise möchte ich nur kurz erwähnen, daß sie vielleicht die anstrengendste Zeit meines ganzen Lebens war. Denn Krug von Nidda war trotz seiner vorgeschrittenen Jahre ein äußerst rühriger kerngesunder Mann. Er verlangte von mir nicht nur, daß ich ihm überall die fachmännischen Dinge angab, ihn auf den Werken führte und ihm als Dolmetscher diente, sondern daß ich auch, wie Baedeker, in allen Städten mit Bildwerken, Plätzen und Straßen Bescheid wußte. So blieb mir denn nichts übrig als daß, wenn nach anstrengenden Besichtigungen von Berg-, Hütten- und Salzwerken er sich abends zu Bett legte, ich meine Bücher vornehmen mußte und alles das studierte, was zu seiner Führung am nächsten Tage nötig war. Freilich überwältigte mich dabei auch zuweilen der Schlaf, und dann entstanden mancherlei Irrungen. Ich erinnere mich besonders, wie, da ich bei meinem Studium in der Nacht fest eingeschlafen und wir die Reise nach Glasgow vor Tagesanbruch ausgeführt hatten, dann uns in dieser Stadt im Gasthause in den Kaffeeraum setzten, er aus dem Fenster auf dem Platze eine hohe Säule sah und mich sofort fragte: „Wer steht auf dieser Säule?“ Da in England gewöhnlich Nelson auf hohen Säulen zu stehen pflegt, antwortete ich natürlich keck: „Nelson“. Als wir indessen nachher über den Platz gingen, sagte er mit schelmischem Blick zu mir: „An der Säule steht aber Walter Scott.“¹⁾

Nach der Rückkehr erhielt ich die Aufgaben für mein Bergassessor-Examen; aber als ich diese gerade vollendet hatte und mich zur mündlichen Prüfung vorbereiten wollte, wurde ich gegen Ende Oktober 1863 nach Berlin gerufen, zunächst zur Vertretung des erkrankten Professors Keibel an der vor kurzer Zeit gegründeten Bergakademie, nach dessen Tode ich sein Ersatzmann wurde. Gleichzeitig mit dem Beginn meiner Vorlesungen mußte ich mein Bergassessor-Examen ablegen. Beides geschah im Anfang November und am 5. Dezember 1863 erhielt ich meine Ernennung zum Bergassessor.

Nicht lange darauf wurde ich auch als Dezernent für das Hüttenwesen in das damalige Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten gerufen. Von dieser Zeit an kam ich wieder in regeren Verkehr mit Oberschlesien; denn dort gab es ja noch mehrere fiskalische Werke; namentlich gehörte noch Königshütte zu diesen. Oft, meist als Begleiter

¹⁾ Lebensbeschreibung von Krug von Nidda vergleiche in den Verhandlungen zur Beförderung des Gewerbleißes, Sitzungsbericht 1885, S. 197.

des Oberberghauptmanns, kam ich dorthin. Wurde auch mein Name, als Dezerent, naturgemäß nicht genannt, so sind doch viele noch jetzt bestehende Einrichtungen auf meine Vorschläge, meine Entwürfe, meine Zeichnungen zurückzuführen. Es war dies die Folge eines sehr vernünftigen Grundsatzes meines hochverehrten Chefs; er sagte: „Wollen Sie von einem Praktikus etwas Neues durchgeführt sehen, so müssen Sie stets versuchen, ihm die Anschauung beizubringen, er selbst habe das vorgeschlagen oder gar erfunden und erdacht.“ Am meisten nahm mein Interesse die Einrichtung des Bessmer-Betriebes auf der Königshütte in Anspruch. Die Ausführung dieser ersten Bessmer-Anlage in Schlesien wurde mit der im Staatsbetriebe ja in vielen Fällen zu weit getriebenen Sparsamkeit nach meinen Zeichnungen zwar ausgeführt, aber doch nur, statt in einem eigenen Gebäude, in einem Winkel der sogenannten neuen Alvenslebenhütte. Zu dieser Ausführung hatte ich die Zeichnungen geliefert, die ich aus England mitgebracht hatte, wo ich von dem Erfinder Bessmer selbst aufs freundlichste in Sheffield über die Einrichtung und Ausführung belehrt worden war, diesem liebenswürdigen Herrn, den ich im Mai 1896 zum letzten Male in London wiedersah, als mir die goldene Bessmer-Denkmünze verliehen wurde. Es kann hier bemerkt werden, daß diese meine Zeichnungen auch die Grundlagen zu der ersten in Deutschland in Betrieb gekommenen Bessmer-Anlage in Hörde abgaben, abgesehen von der Krupp'schen Einrichtung, welche früher errichtet, aber bis dahin und noch viel später als Geheimnis bewahrt wurde. Ich hatte mit den Leitern des Werkes in Hörde, dem alten Daelen und von Hoff, eine Reise nach Sheffield unternommen. Die Bessmer-Anlage in Oberschlesien bewährte sich im Anfange vollständig gut, so lange man das auf meine Veranlassung als Rohmaterial bezogene Cumberländer Roheisen verwendete. Als man aber dazu überging, oberschlesisches Roheisen zu benutzen, versagte der Prozeß, und man erhielt kaltbrüchige Produkte. Erst jetzt machte man die später als selbstverständlich angenommene Erfahrung, daß ein selbst geringer Phosphorgehalt bei dem sauren Bessmer-Prozeß nicht zu entfernen sei. Daß man nun auch geringen Phosphorgehalt im Eisen feststellen konnte, verdankte man der Ausbildung der Phosphorbestimmungsmethode durch Fresenius in Wiesbaden.

Wesentlich wurde meine ministerielle Thätigkeit eingeschränkt, als viele königlichen Werke, ganz besonders die großen Hütten Königshütte in Oberschlesien und Sagnerhütte am Rhein und neben ihnen eine Menge anderer kleinerer Hütten in Privathände übergegangen waren. Ich darf wohl sagen, daß ich mich diesem Plane, welchen Krug von Nidda für durchaus nützlich hielt, so lange als möglich widersetzte, ja daß dies der einzige ernste Differenz-

punkt zwischen uns beiden war; denn Krug von Nidda liebte und vertrug gern begründeten Widerspruch. Ich war der Ansicht, und bin es noch heute, daß diese Werke, wenn sie auch für den Fiskus nicht einträglich wären, doch stets die besten Stätten für anzustellende Versuche hätten sein können, welche dem Allgemeinwohl zu statten kämen, und gleichzeitig als Lehrwerkstätten anzusehen wären, in denen junge Leute ausgebildet werden konnten. Es mag sein, daß meine Ansicht nicht mit den Anschauungen einer richtigen Finanzpolitik übereinstimmt, aber ich glaube doch, daß sich in der That meine Befürchtungen als gerechtfertigt erwiesen haben.

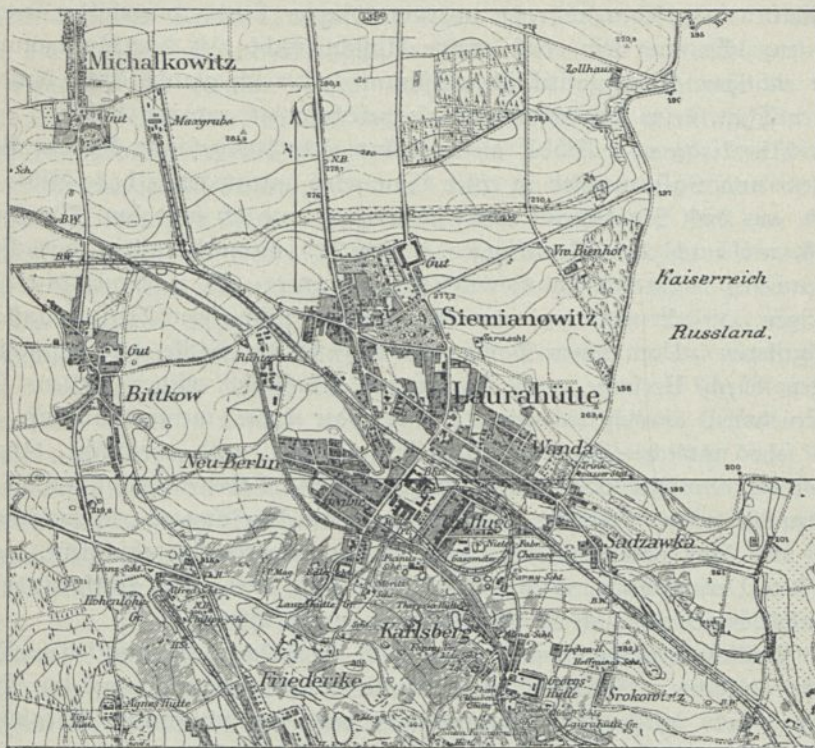
Als Krug von Nidda, dieser Mann, dem das gesamte deutsche Berg-, Hütten- und Salinenwesen in erster Linie seine gegenwärtige hohe Blüte verdankt, aus dem Staatsdienst ausschied, verließ auch ich bald den Ministerialdienst, um mich den Vorlesungen, welche ich nunmehr allein auf Eisenhüttenwesen beschränkte, ganz widmen zu können. Es war mir inzwischen gelungen, die Einrichtung von königlichen technischen Versuchsanstalten durchzusetzen. Von ihnen hoffte ich, daß sie die Stelle der königlichen Hütten durch Versuche auch im großen Maßstabe ersetzen sollten. Dies Unternehmen überschritt meine Kräfte, oder besser meinen Einfluß. Sie sind sehr nützliche Probeanstalten für Festigkeit und chemische Analyse geworden, aber das von mir ihnen gesteckte Ziel haben sie nicht erreicht und werden sie nicht erreichen. Jedoch auch die Vorlesungen, in welchen ich nun mit dem Sommer 1905 mein 80stes Lehrsemester abschließen, gaben mir stets Veranlassung, mich auf gleichem Fuße mit allen Fortschritten des Eisenhüttenwesens, auch in Oberschlesien, zu erhalten.

Freilich kam nun eine längere Zeit, in welcher ich nur selten Oberschlesien besuchte. Indessen das Interesse an der Entwicklung der Eisenhütten wurde durch meine Freundschaft mit den schlesischen Eisenhüttenleuten, namentlich dem Generaldirektor der Königshütte, Richter, aufrecht erhalten, der mich sehr oft um meinen Rat befragte und mit mir über für Schlesien wichtige Fragen verhandelte.

Erst als der Zweigverein des Vereins deutscher Eisenhüttenleute in Oberschlesien gegründet wurde und man es gern sah, wenn ich seinen Versammlungen beiwohnte, wurde ich wieder ein regelmäßiger Gast Oberschlesiens, an welches mich meine Jugenderinnerungen mit unauslöschlicher Liebe knüpften und welchem ich auch bis zu meinem Lebensende beständige lebhafteste Teilnahme schenken werde.

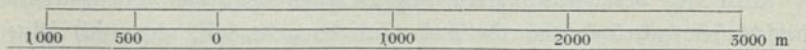
Der Werdegang von Siemianowitz-Laurahütte.

Von
Wilhelm Koenig, Laurahütte.



Plan von Siemianowitz, Laurahütte und Umgegend.

(Nach der Königl. Preussisch. Landesaufnahme von 1881.)



Maßstab 1 : 45 000 der natürlichen Länge.

Die Höhenangaben beziehen sich auf Normalnull.

• Grenzlinie.

Vor Jahrhunderten war das Gebiet, welches heut zwei bedeutende industrielle Landgemeinden, Siemianowitz und Laurahütte, einnehmen, von dichtem Hochwald bedeckt, in dessen tiefer gelegenen Teilen in Folge der Anstauung des Regenwassers größere und kleinere Pfützen, Tümpel und Teiche sich ausbreiteten.

Die Art eines polnischen Ansiedlers schaffte sich freien Spielraum zur Anlage von Haus, Hof, Garten und Ackerland. Mit dem Anwachsen der Familienglieder hielt die Lichtung des uralten Waldbestandes gleichen Schritt, bis inmitten von Wald und Wasser ein ansehnliches Landgut sich entfaltete, von dessen Erträgen die des schlechtbebauten Feldes gegenüber denen der ausgedehnten Fischteiche allerdings weit zurückstanden.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts ging das Gut Siemianowitz in den Besitz des polnischen Ritters Christoph von Mieroszewski über, auf dessen Nachkommen es sich in der Folgezeit mit dem Charakter eines Rittergutes vererbte.

Im Jahre 1692 erwarb das freiherrliche Geschlecht der Hunter von Grandon von Stanislaus Ritter von Mieroszewski käuflich die Herrschaft Baingow, wozu auch das vergrößerte Siemianowitz gehörte. Doch schon 26 Jahre später, am 9. Juli 1718, veräußerte Kaspar Hunter von Grandon, gedrängt durch die damals in der Gegend herrschende unbeschreibliche Unsicherheit, das Landgut Siemianowitz mit allen „Rechten und Freiheiten, gegenwärtigen und entwichenen Unterthanen, Gebäuden, Äckern, Wiesen, Wäldern, Teichen, Jagden, Niedergerichten, Zusaaten, Zinsen, Nutzungen und Roboten“ an Maria Josepha Reichsgräfin Henckel von Donnersmarck, geb. Frein von Brunetti, Gemahlin des Grafen Karl Joseph Henckel von Donnersmarck.

Mit der Übernahme der Herrschaft durch die Henckel brach für Siemianowitz eine neue glückliche Ära an. Mühsam wurde der ertragsfähige Wasserboden der Fischerei abgerungen und dem Ackerbau nutzbar gemacht.

Um das Jahr 1750 wollte es der Zufall, daß Bauern mitten im düsteren Hochwalde hart an der Oberfläche des Erdbodens Spuren von Steinkohlen entdeckten. Auf dem Höhenrücken zwischen Hohenlohehütte und Laurahütte, auf dessen Nordabhänge sich später die Glücksgrube entfaltete, wurde das wertvolle Brennmaterial zuerst geschürft, um dem Betriebe einer Dominial-Branntweinbrennerei wie dem Bedürfnis des Hausbrandes zu dienen. An eine Ausfuhr nach entfernteren Ortschaften konnte bei den damaligen schlechten Landwegen, die etwa acht Monate hindurch alljährlich gar nicht befahren werden konnten, noch lange nicht gedacht werden. Erst 1824 wird zum ersten Male der Absatz an benachbarte Zinkhütten erwähnt.

Im zweiten Dezennium des 19. Jahrhunderts wurde im Siemianowitzer Walde die Glaubens-Zinkhütte erbaut. Mit der Inbetriebsetzung dieses Etablissements wuchs auch der Bedarf an Steinkohle, der infolge der inzwischen verbesserten Methode des Förderns leicht befriedigt werden konnte. Neben den Anfängen der heutigen Laurahüttegube wurde die Fannygrube

aufgeschlossen, deren Fortbetrieb indes gar bald durch den am 18. September 1823 eingetretenen Grubenbrand arg gefährdet ward. Zudem suchten die in der Tiefe angesammelten Brandgase einen Ausweg nach der Oberfläche; sie zerbarsten die Erdrinde, und die sich allenthalben bildenden Brand- und Bruchfelder bereiteten der Glaubenshütte sowohl wie auch ihren später entstandenen Schwesterwerken, der Georgs- und der Fannywunschhütte, langsam den Untergang. Nur die im Jahre 1845 gegründete Theresiahütte ist bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben.

Der Bau der Laurahütte (1836—39) und die damit verbundene Notwendigkeit, weit größere Mengen Kohle als bisher zu fördern, brachte die bisherige schrittweise Entwicklung des alten Bauerndorfes Siemianowitz in raschen Fluß, noch begünstigt durch die wenige Jahrzehnte später errichteten fixierschen industriellen Anlagen, die Kessel- und die Nietenfabrik.

Von altersher bildete das Rittergut in freiwilliger Gemeinschaft mit der Dorfgemeinde Siemianowitz einen einzigen Ortskommunal-Verband, und es lag diesen beiden Faktoren, dem Gute und der bäuerlichen Gemeinde, ob, die örtlichen Kommunal- und sonstigen Lasten in Siemianowitz gemeinschaftlich aufzubringen. Als aber zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Bauern freie Eigentümer ihrer Höfe geworden waren und die Dorfgemeinde dem Eigentum des Gutsherrn, dem Gutsbezirk, räumlich gegenübertrat, erfolgte auch eine Teilung des Ortskommunal-Verbandes.

Um die Mitte der 30er Jahre des verflossenen Jahrhunderts widmete der Besitzer des Rittergutes einen allmählich anwachsenden Komplex des Dominialterrains dem Hüttenbetriebe; er errichtete hier ein sich immer mehr ausbreitendes Eisenhüttenwerk und grupperte um dasselbe neben den dem zugleich aufblühenden Grubenbetriebe dienenden Tage-Gebäuden eine Anzahl von Wohnhäusern für Beamte, Arbeiter u. s. w. Auf diese Weise entstand als ein Vorwerk des Rittergutes Siemianowitz der bald weithin bekannte Gruben- und Hüttenort Laurahütte mit den angrenzenden Kolonien Grabie, Wanda, Hugo z., die zum Teil nach Mitgliedern der gräflichen Familie benannt wurden.

Als aber im Jahre 1871 Graf Henckel das zu dem Rittergut Siemianowitz gehörige gesamte Gruben- und Hüttenterrain Laurahütte nebst allem Zubehör an die „Vereinigte Königs- und Laurahütte, Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb zu Berlin“ verkauft hatte, wurde auf Antrag der neuen Besitzerin und unter Zustimmung aller in Gemäßheit des Gesetzes dabei zu berücksichtigenden Interessen dieser Siemianowitzer Ritterguts-Anteil Laurahütte aus dem Siemianowitzer Ortskommunal-Verbande ausgeschieden und im Verein mit einigen wenigen, lediglich der Abrundung halber zugeschlagenen Hausbesitzungen des bäuerlichen Terrains durch Aller-

höchste Kabinettsordre vom 14. Mai 1875 als selbständiger Gutsbezirk Laurahütte etabliert bezw. genehmigt, der nunmehr auch einen eigenen Ortskommunal-Verband bildete.

Um den von Jahr zu Jahr sich mehr und mehr steigenden Schulasten, welche die Aktiengesellschaft für die katholischen Schulen allein zu bestreiten hatte, zu entgehen, richtete sie am 3. Oktober 1885 an den Kreis Ausschuß zu Kattowitz, zu welchem Kreise der Gutsbezirk Laurahütte inzwischen einbezogen worden war, den einseitigen Antrag, wonach im wesentlichen alle ihr, der Gutsvorsteherin, nicht mehr eigentümlichen Hausbesitzungen von Laurahütte mit den 7—8000 Einwohnern vom Gutsbezirk abgezweigt und zu einer selbständigen „Gemeinde Laurahütte“ erhoben werden sollten, während der bisherige Gutsbezirk, auf den Rest der Bewohner (2—3000 Seelen), die übrigen 68 Wohnhäuser u., kurz: im wesentlichen auf das ihr eigentümlich gehörige Terrain beschränkt, bestehen bleiben sollte.

Ohne daß der zugleich die Lastenverteilung bewirkende Antrag der aus den Privatbeziehungen zwischen beiden Faktoren sich ergebenden ganz abnormen Machtfülle der Gutsbezirksbesitzerin und der Rechtlosigkeit der Einwohner auch nur mit einem Worte gedacht hätte, teilte derselbe die bisherigen Lasten des Gutsbezirks zwischen dem Rest des letzteren und der neuen selbständigen Gemeinde in gleicher Weise, wie sonst wohl zwei unabhängig voneinander nebeneinander liegende Gemeinwesen ein jedes für sich zu sorgen hat, vereinigte aber beide wiederum in den sonstigen nicht politischen Verbänden (wie Schulsozietät, Amts-, Standesamtsbezirk u.) unter ausschließlicher Führung und Exekutive des Gutsbezirks.

Die Deputierten der abzuweigenden Bewohner von Laurahütte setzten dem in Rede stehenden Antrage durch alle Instanzen heftigen, wohlbegründeten Widerspruch entgegen. Die Angelegenheit fand schließlich ihre endgültige Erledigung darin, daß mittels Allerhöchster Kabinettsordre vom 7. Oktober 1889 bestimmt wurde: der bisherige Gutsbezirk Laurahütte soll aufgelöst und aus dessen Areale eine Landgemeinde mit dem Namen Laurahütte gebildet werden.

Die Bildung der neuen Landgemeinde Laurahütte erfolgte am 22. Januar 1890.

Bis in die jüngste Zeit griffen Siemianowitz und Laurahütte vielfach derart in- und durcheinander, daß eine deutliche Unterscheidung derselben auch für den Eingesehenen schier unmöglich war, bis vor wenigen Jahren hierin nach Möglichkeit Wandel geschaffen wurde. Am 1. Oktober 1898 trat die vom Kreis Ausschuß am 24. November 1897 beschlossene Umgemeindung der Gemeinden Laurahütte und Siemianowitz (bezw. Klein-Dombrowka)

in Kraft, nachdem der Provinzialrat diesen Beschluß am 4. Juli 1898 bestätigt hatte.

Indes kann nicht geleugnet werden, daß auch heut noch die Scheidung von Siemianowitz-Laurahütte, dem zudem noch drei Gutsbezirke — Gut Siemianowitz I, Gut Siemianowitz II und Gut Michalkowitz II oder Schloß Siemianowitz, Georgshütte und Fannygrube — anhängen, in fünf verschiedene politische Örtlichkeiten etwas Gezwungenes an sich trägt — fünf Ortschaften, die miteinander zusammenhängen, da und dort ineinander greifen und im Grunde nichts weiter als die geschichtliche Entwicklung des alten Bauerndorfes Siemianowitz bedeuten, dessen Einwohnerzahl im Verlauf von einem Jahrhundert von 500 auf 28 000, also auf das mehr als Fünfzigfache, gestiegen ist. —

Und wer denkt im Gewirr des Verkehrs heut zurück an die Zeit, da unsere heimatliche Flur noch nicht das geringste Merkmal ihres gegenwärtigen Charakters zeigte? Wie kurz war der Zeitraum urkräftigen Aufschwunges, und doch wie überraschend wirkungsvoll!

Vormals der stattliche, rauschende Wald mit seinen im Abendwinde sich wiegenden Wipfeln! Der Himmel glüht und sendet seine lodernen Strahlen in das düstere Stämmegewirr und malt geheimnisvoll auf den dunklen Waldboden die langen Baumschatten mit rötlichem, zauberischem Lichte. Im schwarzen Tann birgt sich das scheue Wild, selten nur unterbricht das Knacken eines Zweiges die lautlose Stille. Der brennende Horizont verliert seinen Glanz, matt schimmert der letzte bunte Streifen durch das fahle Gewölk, tiefschwarze Nacht deckt die schlummernde Erde.

Und so wie früher allnächtlich die alles beschattende Dunkelheit die strahlende Landschaft verbarg, so hat der Flug der Zeit diese idyllischen Bilder mit dem Schleier sagenhafter Vergangenheit umhüllt, doch an ihre Stelle sind neue getreten.

Die Waldeinsamkeit, die Stille, sie sind dahin! Geschäftig rege wogt jetzt die Menge über derselben Flur: der Arbeiter schreitet zu seiner Werkstätte, das Kind eilt zur Schule, mit feierlichem Klange laden die hellen Kirchenglocken zum Betreten des Gotteshauses ein.

Und wem verdanken die Bewohner jener alten Scholle ihren Wohlstand? Sie entbehren der üppigen Saatzfelder, der fischreichen Teiche. Doch was der magere Getreideboden der Ackerwirtschaft versagt, das spendet er in übervollem Maße aus seinem Innern; seine Schätze entfalteten das rauschende Leben, sie schufen das gänzlich umgestaltete Bild der Gegenwart. Überall erheben sich gewaltige Schornsteine, dicke Rauchwolken entströmen ihnen in die Atmosphäre. Daneben ragen die düsteren Seilscheibenstühle der Bergwerke empor, an ihren Gipfeln surren unermüde die schlanken

Räder, auf denen endlose Seile dahingleiten bis tief unter die Erdrinde, wo der unerforschene Knappe im finstern Schacht die schwebende Schale mit den schwarzen Demanten belastet. Schrill ertönen die inhaltsschweren Signale, die allein die grausende Tiefe mit der Oberwelt verbinden, stampfend arbeiten die mächtigen Maschinen und fördern die geschätzte Last ans Tageslicht. Und neben den Grubenanlagen treten die Hüttenwerke und Fabriken hervor mit einem Wald von Schloten und Essen, eingehüllt in gebauschte Dampfhaufen. Hohe Feuergarben lohen aus den Hochöfen empor, bunte Flämmchen tanzen allenthalben, dichte Funkenregen sprühen umher. Der weißglühende Block stöhnt unter der Wucht des krachenden Dampfhammers, rote, langgestreckte Metallschlangen eilen knirschend durch die ätzenden Walzen, und die Schmiede erdröhnt unter den rhythmischen Schlägen der reckenhaften Arbeiter, weithin gellt der Klang des stählernen Ambosses. Auf hohen Dämmen durchschneiden Eisenbahnen nach allen Richtungen das Getriebe, donnernd verlassen sie die Stätte reichen Schaffens und tragen die mannigfachen Erzeugnisse hinaus in die Weite, über Land und Meer, würdige Zeugen einer lebenskräftigen, aufstrebenden Industrie.

Über schlesische Dialekte und schlesische Dialektpoesie.

Von

Adolf Schiller, Bresla.

Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde Dialekt und Dialektdichtung mit großer Geringschätzung betrachtet und behandelt. Dialekt war — den Meisten gleichbedeutend mit Bauernsprache, ein deutscher Dialekt — eine Ausgeburt, eine Verrohung oder Verstümmelung der schönen hochdeutschen Schriftsprache. Diese Anschauung ist jedoch irrig und beruht auf Unkenntnis und Vorurteil.

Eine bestimmte Definition des Begriffes „Dialekt“ läßt sich schwer geben. Man bezeichnet mit diesem Wort in Deutschland die Abweichungen der Sprache eines Volksstammes von der neuhochdeutschen Schriftsprache. Die wichtigsten Denkmäler der deutschen Dichtkunst bis in die Zeit des Mittelalters sind ausschließlich in Dialekten verfaßt. Dialekt-Dichter waren also die ersten deutschen Dichter, Dialektdichtungen ihre Werke. Durch Dr. Martin Luthers Bibelübersetzung in die Zunge der „sächsischen Kanzlei“ wurde die neue hochdeutsche Schriftsprache begründet. Es ist des Reformators großes Verdienst, durch die Vorzüglichkeit der Verdolmetschung

eine allen Deutschen verständliche Schriftsprache geschaffen zu haben, die sich überall dorthin verbreitet hat, wo je die deutsche Zunge erklingt, denn selbst der „gemeine Mann“ bedient sich ihrer, wenn er gezwungen ist, seine Gedanken dem Papier anzuvertrauen. Die Entstehung dieser Sprache schildert Luther, wenn er in seinen Tischreden bekennt: „Ich habe keine gewisse sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern gebrauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide: Ober- und Niederländer verstehen mögen.“ In dem „Sendbrief vom Dolmetschen“ sagt er: „Wenn man Deutsch reden will, muß man die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte fragen und denselben aufs Maul sehen wie sie reden.“ Mithin könnte man die hochdeutsche Schriftsprache mit gutem Recht den Dialekt unter den deutschen Mundarten nennen, der die Herrschaft über seine nordischen und südlichen Brüder davongetragen hat. Wissenschaft und Poesie bemächtigten sich nach dem Erscheinen des „Opitz'schen“ Buches von der „Teutschen Poeterey, in welchem alle ihre eigenschafft vnd zuegehör gründtlich erzehlet, vnd mit exempeln außgeföhret wird“ der neuhochdeutschen Sprache, bauten sie beständig aus und erhoben sie zur Trägerin der deutschen Bildung. Die wohlklingenden neuen Wörter, welche die Gelehrten und die Dichter in die Schriftsprache aufnahmen, entlehnten sie dem heimischen Dialekt und förderten und verjüngten in dieser Weise die von Luther begründete neuhochdeutsche Sprache. Nach Max Müller¹⁾ „zahlen die Schriftsprachen für ihre temporäre Größe durch unvermeidlichen Verfall. Sie gleichen stagnierenden Seen an der Seite großer Ströme. Sie bilden Reservoirs von dem, was einst laufende Sprache war, aber sie laufen nicht mehr mit großem Fortschritt.“ Die deutschen Dialekte, mithin auch die schlesischen Mundarten, bilden die saftreichen Wurzeln des mächtigen Stammes „Schriftsprache“, dem ohne Unterlaß neue Nahrung durch die verzweigten Wurzeln aus dem fruchtbaren Boden des deutschen Volkstums zugeführt werden muß, um ihn gesund und frisch zu erhalten.

Unser schlesischer Dialekt gehört nicht zu den Mundarten, welche auf Hunderte von Jahren zurückblicken vermögen. Sein Ursprung reicht nur bis in das dreizehnte Jahrhundert zurück, in dem die friedliche Zurerobierung der seit der Völkerwanderung von Slawen besetzten schlesischen Gaue begann. Es waren vornehmlich fränkische und thüringische, zum Teil auch niedersächsische Kolonisten, welche unsere Heimatprovinz besiedelten, in den dichten slawischen Wäldern deutsche Kultur- und Sprachinseln gründeten, mit einem Worte: das Land einer höheren Kultur entgegenführten.

¹⁾ Max Müller „Vorlesung über die Sprachwissenschaft“.

Sitten und Gebräuche, ja selbst die Sprache der einheimischen, herrschenden Polen wurde von den friedlich eingewanderten Deutschen verdrängt. Durch glückliche Mischung deutschen und polnischen Blutes in unaufhörlichen Kämpfen mit den Widerwärtigkeiten der Natur und den in das im Osten offene Land fortgesetzt einfallenden Feinden ist der deutsche Schlesier entstanden. Seinen Charakter schildert Professor Weinhold in folgender Weise: „Die deutschen Schlesier sind teils Nachkommen der im 13. Jahrhundert eingewanderten Thüringer, Franken und Niedersachsen, teils germanisierte Slawen. Die Mischung mit Slawen hat einen eigentümlichen Charakter erzeugt. Leicht erregbar und vielfach begabt, mühsam und geschickt, aber auch leichtsinnig und in unentschlossener Trägheit verharrend, sentimental und romantischen Treiben nicht abhold; aber auch trocken witzig, gutmütig, derb und sinnlich. Der Heimat fast übertrieben ergeben und doch in fremder Luft am höchsten gedeihend.“ Dem Charakter entspricht die Sprache. Als echter Gemütsmensch weiß der deutsche Schlesier in seiner einfachen Mundart Töne anzuschlagen, welche die beabsichtigte Wirkung nie verfehlen. Selbst die im Jorne gebrauchten Wörter und Wendungen sind derart gewählt, daß sie nicht geradezu roh und abstoßend, verletzend erklingen. Die schlesische Mundart ist nicht Gemeingut der ganzen Provinz. „Alle fünf Minuten hat unser Dialekt eine andere Färbung“, belehrt uns schon Robert Köppler. Als älteste, ursprüngliche Mundart ist wohl die Junge der Zobtener¹⁾ Gegend anzusehen, welche der Schriftsprache wohl am nächsten steht. Der Bewohner der Oderniederung verwechselt sehr oft das e mit dem ei, (mit Schnei schmessen — mit Schnee schmeißen) spricht nie ein z, sondern stets ein s, (swee — zwei), benützt an Stelle des o ein au, des ie ein ee; bekannte Redeweisen dieser Junge sind: „Dau, woos hoots denn dau? Mau, Mau? Is doos lauter Mau? Und ei dam Sackla au und oo noch so blau?“ (hochdeutsch: Du, was hads denn dort? Mohn, Mohn? Ist das lauter Mohn und in dem Säckchen auch, und auch noch so blau?) „Kimmste meite eiber die Auder?“ (Kommst Du mit über die Oder?) Hart und fest wie seine Berge tritt der Gebirgsbewohner in seiner Sprache auf. Wo irgend möglich, bevorzugt er vor allen Vokalen das a: „Ala Nala hala ni, neia Nala hala“, „ich hoa mem Jungla a feiffa keeft, und doo feeft a a ganza Taag.“ (Alte Nägel halten nicht, neue Nägel halten; ich habe meinem Jungen eine Pfeife gekauft, und damit pfeift er den ganzen Tag). Die Bewohner der Bunzlauer und Haynauer Gegend haben eine Sprache, welche den Übergang von der breiten Junge des Flachlandes zu der oberlausitzer Sprechweise kennzeichnet. In der Ober-

¹⁾ „Guck rüber“, Volkslied aus der Zobtener Gegend, S. 26 im „Liederbüchel für gemittliche Leute“ von Robert Sabel.

lausitz hat fast jedes Dorf seine eigene Mundart. Charakteristisch für alle ist das singende Sprechen. „Fer diejen'gen, die de ne wiss'n, mit welchem Tonfalle dar oberlausitzer Diarlekt gered't warn muß, sei gesoit, daß se märschus immer inn Uctoaven rimspring'n miß'n und hi und doa an Loifer oauwend'n.“ „Sahn muß mrsch, fust'n weeiß mrsch ne, wies ei der Lausitz is, und war'sch ne g'sahn, dar thutt mr leed, dos is ock mol gewiß.“¹⁾ Alle schlesischen Mundarten haben manche gemeinsame Eigentümlichkeiten. Diphthonge sind ihnen nicht bekannt. Das ü spricht der Schlesiener wie ie, das ö wie ee aus. Die Vokale werden stets kurz ausgesprochen, an viele Wörter wird ein e angehängt, z. B. Banke, Schranke, zehne. (Biste hinte derheeme?“ — Bist du heut zu Haus?) Verkleinerungsformen werden durch Anhängung von „le“ oder „rle“ geschaffen, z. B. Jüngerle, Brüderle.²⁾

Die älteste Probe schlesischen Dialektes finden wir in der Rolle des schlesischen Fuhrmannes, der in der 1607 von dem Löwenberger Arzte Tobias Kober herausgegebenen Tragödie, welche die Thaten des „Rittermehzigen Helden Christoffs von Jedlitz, Hardeckischen Fehndrichs, anno 1529 im Herbst und Weinmonat bey wehrender Belagerung der Stadt Wien“ behandelt, auftritt. Der schlesische Dichter, welcher das erste poetische Werk ausschließlich in „schlesischem Bauerndialekt“ geschaffen, ist Andreas Gryphius, geboren am 2. Oktober 1616 in Groß-Glogau, gestorben am 16. Juli 1664 als Syndikus des Fürstentums Glogau mitten in der Ständeversammlung auf dem Ständehause seiner Vaterstadt. Das Werk, welches Gryphius in dem Dialekte unserer Heimatprovinz geschrieben hat, ist ein Lustspiel und trägt den Namen³⁾ „Die geliebte Dornrose“. Es ist für die deutsche Litteratur insofern von Wichtigkeit und hat f. Z. weit über die Grenzen der engen Heimatsprovinz Aufsehen erregt, weil es das erste poetische Werk ist, in welchem die Volksmundart im Gegensatz zum Schriftdeutsch zu künstlerischer Gestaltung kommt und selbst Lessing spricht sich anerkennend über dasselbe und die Mundart aus, wenn er bemerkt: „Die schlesische Mundart ist deswegen einer kritischen Aufmerksamkeit vor allen anderen Mundarten würdig, weil wir in ihr die ersten guten Dichtungen bekommen haben.“ Der von Gryphius angewandte Dialekt ist der Glogauer Junge unserer Zeit sehr ähnlich (z. B. Ich will a bissel hier hinger da Boom traten).

¹⁾ „Allerlee aus dar Äberlausitz“. Verlag von Eduard Rühl, Bautzen.

²⁾ Schriften über die schlesischen Dialekte:

I. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Von Dr. Weinhold, Wien.

II. Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuch von Dr. Weinhold.

III. Zum Vokalismus der schlesischen Mundart von Waniek, Bielitz.

³⁾ Neu herausgegeben von Cittmann 1870, Leipzig, und von Palm 1865, Breslau.

Würdige Nachfolger, welche den schlesischen Dialekt gepflegt hätten, erstanden dem Dichter nicht. Die ganze Zeitströmung war auch nicht dazu angethan, dieser Richtung in der deutschen Litteratur eine Berechtigung zuzugestehen. Je tiefer der Bürger- und Bauernstand, der sich vornehmlich des Dialektes bediente, in Abhängigkeit versank, desto verachteter wurde mit ihm seine Sprache. Es kam schließlich soweit, daß „man nur mit Geringschätzung und Verachtung auf die Sprache des gemeinen Mannes herabsah“. Kein Schriftsteller wagte es, ein Werk im Dialekt zu schreiben, denn es wäre doch unbeachtet bei Seite gelegt worden. So wurden die Dialektdichtungen weiße Sperlinge, die überall, wohin sie sich verflogen, ein kümmerliches Dasein fristen mußten. Selbst der viel und gern gelesene Hebel vermochte seinen „alemanischen Gedichten“ keinen Platz an der Sonne zu verschaffen, trotzdem Goethe 1804 Hebel wohlwollend aber „etwas herablassend“ rezensiert. Die Gedichte blieben eine „originelle Kuriosität“, die man sich ihrer „Kuriosigkeit“ wegen hin und wieder beilegte, aber selten las. Von einer eigentlichen Dialektpoesie kann in dieser Zeit auch in Schlesien nicht die Rede sein, denn die dichterischen Erzeugnisse entbehrten des kunstgemäßen Ausbaues und der künstlerischen Ausschmückung. Volkslieder,¹⁾ von Dichtern geschaffen, tauchten überall auf wie der sprudelnde Quell, der nie versiegt. Das Volk ersann die Melodien, die bald lustig, bald traurig, bald ernst, bald übermütig und neckisch auf der Dorfstraße, beim Viehweiden, im „Kretscham“, in der Spinnstube erklangen und dadurch verbreitet wurden wie jenes von Holtei benutzte Motiv: „Rute Rufen, rute, blühen uf em Stengel, der Herr is schien, der Herr is schien, de frau is wie a Engel“ u. s. w. Vorbei ist freilich die Zeit, in welcher diese Lieder der schlesischen Landjugend lieb und wert waren; der oft recht alberne Gassenhauer hat auch dieses Erbstück unserer Väter in die „Rumpelkammer“ verbannt und viel Volk zum gedankenlosen Nachbeten jenes Pharisäergebotes veranlaßt: „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht parliere wie jener flickschuster, denn ich spreche die Sprache der gebildeten Leute, habe vorige Weihnachten 10 Pfennige für ein hochdeutsches Traumbuch, 60 Pfennige für ein dito Briefsteller ausgegahnt u. s. w.“, und dabei eine Sprache gebraucht, welche der Hochdeutschen ebenso in's Gesicht schlägt wie dem Dialekt.

„Die²⁾ tiefe Bewegung von 1848 brachte die Wendung zum Bessern. In der Revolution kam das „Volk“ wieder zu Ehren, man erkannte in

¹⁾ Schlesische Volkslieder: R. Sabel, „Liederbüchel für gemittliche Leute“. Nr. 27, 29, 49, 90.

²⁾ Endwig Salomon, Geschichte der deutschen Nationallitteratur des neunzehnten Jahrhunderts.

ihm den Grundstock, das Fundament der Nation, zugleich riß der Aufstand die Landbevölkerung aus ihrer Dumpfheit und Teilnahmlosigkeit und erweckte in ihr ein neues geistiges Leben. Die Reaktion vermochte die Landbevölkerung nicht wieder zu ihrer früheren Bedeutungslosigkeit herabzudrücken, . . . es traten Wünsche hervor, die nun nach einem Ausdruck rangen. Dieser aber konnte im obwaltenden Falle nur in der vertrauten Sprache der Mutter gefunden werden, und darum wählten die Dichter, die sich zum Dolmetsch dieser Stimmungen machten, den Dialekt. Die Dialektdichtung, welche mit dem Erwachen neuen Lebens aufstauhte, ist also aus dem innersten Geistes- und Herzensleben der einzelnen Volksstämme hervorgegangen; der Dialekt ist mithin nicht der Dichtung äußerlich angehängt, sondern er ist ein wesentliches Zubehör derselben. Es war auch nicht ein zufälliges Belieben des Dichters, . . . sondern es war Notwendigkeit; er sprach in seiner Dichtung aus dem Geiste seines Stammes heraus und konnte so herzlich, so innig, so rührend, so ergreifend — so wahr nur in der Sprache seines Stammes reden. Übersetzt man daher Dialektdichtungen ins Hochdeutsche, so verlieren sie ihren Zauber.“ Daß erst die fünfziger Jahre eine Wendung zum Besseren in der Dialektdichtung brachten, mußte auch der eigentliche Begründer der schlesischen Dialektpoesie, Karl von Holtei, erfahren. Die erste Auflage der „Schlesischen Gedichte“ erschien im Jahre 1850, fand aber keinen Anklang, ja, man machte ihm sogar den Vorwurf, „uns Schlesier mit den Gedichten vor ganz Deutschland lächerlich gemacht“ zu haben. Es vergingen zwanzig Jahre, ehe diese Auflage vergriffen war und an eine zweite gedacht werden konnte, 1870 erschien diese, erwarb sich im Fluge — wohl aus oben angegebenen Gründen — die Gunst der Leser; es folgte in kurzen Zwischenräumen Auflage auf Auflage und erwarben ihm die Popularität und Verehrung, deren er sich in seiner Heimat erfreute. Seine Wiege stand in Breslau, der Geburtstag ist der 24. Januar 1798. Reich an Enttäuschungen war sein Leben. Als Schauspieler, Roman-, Lustspieldichter, Theaterdichter und Shakespearevorleser bereifte er die weite Welt. Die letzten Jahre verbrachte er bei den „Barmherzigen Brüdern“ in seinem „lieben Breslau“ („ehb uf a Stirbs ich gihn thu, muhß ich heem“), in deren „Kloster“ ihn am 12. Februar 1880 der Tod von langer Krankheit erlöste. Wie schon erwähnt, wurde Holtei durch seine „Schlesischen Gedichte“ der Begründer der eigentlichen schlesischen Dialektliteratur. Er kennt seine Heimatsprovinz, seine Landsleute genau und besitzt das Vermögen, den Charakter der Schlesier, ihre Lebhaftigkeit, ihre Herzlichkeit, ihr warmes Mitgefühl und ihre Melancholie, ihren Scherz und ihre Satyre treu und mustergültig wiederzuspiegeln. Der Dialekt, den Holtei bei Abfassung seiner Gedichte benützt hat, ist ein aus den Eigentümlichkeiten der

schlesischen Zungen komponierter und sollte wohl den idealen schlesischen Dialekt bilden.¹⁾

Unter den unmittelbaren Nachfolgern Holteis in der schlesischen Dialektdichtung ist Heinrich Tschampel hervorzuheben. Er ist der Dichter, welcher im Gegensatz zu seinem Vorgänger seine Gedichte in einem Dialekt schrieb, der in einer bestimmten Gegend genau in der Form gesprochen wurde, wie ihn der Schriftsteller bei Abfassung seiner Gedichte benützte. Als Lehrer in Quolsdorf im Waldenburger Gebirge lernte er den Gebirgsdialekt sprechen und schätzen. Bald nach dem Erscheinen der „Schlesischen Gedichte“ von Holtei begann er darüber nachzudenken, ob die Mundart seines Wirkungskreises zu schriftstellerischen Versuchen geeignet sei. Sein dichterisches Talent offenbarte sich bald in manchem gelungenen Gedichte. Durch Freunde und Bekannte ermuntert, gab er 1843 sein erstes und leider auch letztes — er starb bereits 1849 — Bändchen „Schlesischer Gedichte“²⁾ heraus, welches ein beachtenswertes Talent verriet, das neben tiefem Ernst viel gemüthlichen Humor verriet. Wie gern noch heut diese Gedichte gelesen werden, geht daraus hervor, daß dieselben mehrere Auflagen erlebt haben und gegenwärtig noch bei E. Heege (Oskar Güntzel), Schweidnitz, zum Preise von 1,50 Mark für das ungebundene und 2,00 bis 2,75 Mark für das gebundene Exemplar verlegt werden. — Dieser Periode gehört auch ein Naturdichter, Karl Bertermann, „Schneider und Inwohner zu Fischbach“ an, der im frühen Alter von 30 Jahren starb. Trotzdem der schlichte, muntere Schneider nie Gelegenheit hatte, die Regeln der Poetik kennen zu lernen, verstieß er in seinen Gedichten, die zwar etwas breit aber nicht ermüdend gehalten sind, fast nie gegen die ehernen Mauern der Metrik und zeigt viel natürlichen Mutterwitz und eine feine Beobachtungsgabe. Das „Schlä'sche Quellbündel“ enthält zwei Gedichte von ihm: „Die Zweelich-ähre“ und „Etwas vu Spitzbubakniffa“. — In derselben Zeit, in der Reuters Prosaschriften mit ungeteiltem Beifall in ganz Deutschland aufgenommen wurden, erklärte Holtei den schlesischen Dialekt zur Abfassung von Prosa für ungeeignet. Der Mann, welcher schriftstellerisch diese Ansicht des Begründers der schlesischen Dialektdichtung widerlegte, war Friedrich

¹⁾ Dem Leser dieser Arbeit, der noch keine oder nur wenige Werke schlesischer Dialektdichter besitzt oder gelesen hat, sei zur schnellen Orientierung „Schlä'sches Quellbündel, eine Auslese schlesischer Dialektdichtungen“ von Ludwig Sittenfeld — Verlag von Th. Schatzky u. Co., Breslau — empfohlen, welches für den fast unglaublich billigen Preis von 15 Pfg. Proben der bekanntesten schlesischen Dialektdichter enthält. Kein Leser wird dieses Buch beiseite legen, ohne herzlich beim Lesen gelacht zu haben, ohne „Erfrischung und Lebensfreude“ darans geschöpft zu haben.

²⁾ Eine vollständige Würdigung der Werke der schlesischen Dialektdichter schließt diese Arbeit aus, da sie nur einen kurzen Überblick über diese Litteratur geben wollte.

Seh, Waisenhauslehrer in Wüstewaltersdorf; ihm darf man die Begründung der Dichtungen in schlesischer Prosa zuschreiben. Das „Quellbündel“ enthält drei Proben seiner Muse: „A luse Wort“, „'s muß sein“ und „Guder Roath“.

Der Beginn der Blütezeit „Schlesischer Dialektdichtung“ fällt in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Es waren die Grundsätze des Naturalismus, welche die Dialektdichtung sehr förderten, denn das Hauptbestreben auch der Dialektschriftsteller besteht meist in der „absoluten Treue in der Erfassung der Natureigenart und der Volksseele der Heimat“. Zu freundlicher Aufnahme und weiterer Verbreitung dieser Art poetischer Erzeugnisse wurde das Volk vorbereitet durch die Ideen, welche die „Schlesische Gesellschaft für Volkskunde“ schon vor ihrer Gründung in das Land tragen ließ. Sie war es, welche die Eigentümlichkeiten der Volksmundarten, die Sagen und Märchen, die Volkslieder und Volksschauspiele sammeln, die Sitten und Gebräuche beschreiben ließ, um das zu erhalten oder zu modifizieren, was gut und lebensfähig erschien. Sitten und Gebräuche, Leben und Denkart des schlesischen Volkes schildern die Dialektdichter und widmen sich damit einer „Heimatspflege“, die das schlesische Vaterland vor dem Verlust bewahrt, welches es durch Außerachtlassung seiner Traditionen zu erleiden begann. Zudem unternahm es ein verdienstvoller Poet, Max Heinzl, als fahrender Sänger schlesische mundartige Dichtungen größeren Kreisen vorzutragen. Seine persönliche Beliebtheit übertrug sich auf die von ihm rezitierten Werke, bis man durch eigenes Studium den Wert derselben schätzen lernte. So geschah, was man zehn Jahre vorher für ein Ding der Unmöglichkeit hielt: das schlesische Volk raffte sich am sechzigsten Geburtstage Max Heinzls zu einer Ehrengabe auf, welche den kranken Dichter der drückendsten Not entreißen sollte. Und als Heinzl am 24. Januar 1898 zur Feier des hundertjährigen Geburtstages des Begründers der schlesischen Dialektdichtung in dem Schießwerdersaale zu Breslau als Festredner auftrat, da jubelte ihm — dem Vertreter der schlesischen Dialektdichtung — eine tausendköpfige Menge in aufrichtiger Begeisterung die herzlichsten Grüße zu. Fast sichtbar nahm nun die Verehrung schlesischer Poesie zu und mit ihr auch die Zahl der Landsleute, welche in sich ein poetisches Talent entdeckten und damit zu wuchern begannen. „Schlesische Gedichte“, „Schlesische Erzählungen und Geschichten“ heißen die Produkte dieser Poeten, die auch vom Volke gern gelesen werden. Die Ausbreitung derselben beschränkte sich natürlich auf die Heimatsprovinz. Da erschienen Gerhart Hauptmanns „Weber“¹⁾ und „Fuhrmann Hentschel“. Mit einem

¹⁾ „De Weber“, „Hannele“ von Gerhart Hauptmann. „Ephraims Breite“ von Karl Hauptmann.

Schlage eroberte sich der schlesische Dialekt die Bühne. Niemals ist wohl eine Mundart soviel auf den Brettern, „die die Welt bedeuten“, gesprochen und von Tausenden von Zuschauern gehört worden, wie zur Zeit der Auf- führung dieser Theaterstücke. Philo vom Walde war es vorbehalten den Beweis zu liefern, daß die schlesische Mundart auch dem leichtbeschwingten Liede dienstbar zu machen ist und, im Epos verwandt, die innigsten und ernstesten Töne anzuschlagen kein Ding der Unmöglichkeit ist. — Nachdem im Vorangegangenen die Stellung des Dialektes, insbesondere des schlesischen zur hochdeutschen Schriftsprache besprochen und Beiträge zur Entwicklung der schlesischen Dialektpoesie geliefert worden sind, möge im folgenden ein kurzer Überblick über die bekanntesten schlesischen Dialektdichter und ihre Werke Platz finden.

Dr. Robert Köppler, geboren am 1. März 1838 zu Großburg bei Strehlen als der Sohn eines Erbscholtiseibesitzers, besuchte nach der Über- siedelung seiner Eltern nach Gleinitz die Schule zu Jordansmühl und das Maria-Magdalena-Gymnasium zu Breslau. Nachdem er sich in Breslau den Doktorhut erworben hatte, wirkte er als Lehrer in Landeshut, Ratibor, als Rektor der höheren Bürgerschule zu Striegau und zuletzt als Direktor des Realgymnasiums zu Sprottau. Auf dem Lande aufgewachsen, mit allen Klassen der ländlichen Bevölkerung vertraut, versteht er es vorzüglich, alle Seiten der schlesischen Volksseele anzuschlagen. „Moncha¹⁾ griesgramlichä Karle“, sagt A. Lichter von ihm, „brucht a zum Lacha, und moncher zimperlicher Mensch, dar ver der schläscha Muttersprooche de feine Noose rümpelte, frigte durch ihn'n Begriff vo der Kroft, vo der Wucht, vo der Kloarheet und vo der Schienheet ünser Råde und Gedanka.“ Bereits als 17 jähriger Jüngling trat er, durch Holtei ermuntert, mit seinen „Eaderweßka“, 1867 mit „Aus Krieg und Frieden“ vor die Öffentlichkeit. Man muß der Arbeitskraft dieses Mannes die höchste Achtung zollen, wenn man bedenkt, daß er neben seiner Thätigkeit als Direktor fast alle Jahre ein Buch schlesischer Dialektdichtungen herausgab. Es erschienen: 1867 „Aus Krieg und Frieden“, 1877 „Schnoken“, 1878 „Närrsche Kerle“, 1879 „Schläsche Durfgeschichten“, 1880 „Durf und Stoadtleute“, 1881 „Wie der Schnabel gewaren“, 1882 „Gemittliche Geschichten“, „Mein erster Patient“. Der beliebte und begabte Dichter starb am 21. Mai 1888.

„Du hast dich in des Volkes Herz gesungen durch echte schlesische Gemüthlichkeit.“ Diese Max Heinzel'schen Verse können mit Recht auf den Dichter derselben selbst angewendet werden. Ein vielseitiger Schrift- steller, voll inniger Liebe zu seinem Nächsten, zu den Sitten und Gebräuchen

¹⁾ A. Lichter, A Gendbloat fer a Duffter Robert Köppler.

der Heimat, übertrifft er alle seine Vorgänger an Herzlichkeit und Innigkeit, sein Humor ist ein echter, natürlicher. Geboren wurde er am 28. Oktober 1855 in Oßig, Kreis Striegau, als der Sohn eines Gärtners. Nach dem frühen Tode seines Vaters nahm sich des Knaben und seiner fränklichen Mutter ein reicher Oheim an, der ihm den Besuch des Matthias-Gymnasiums und der Universität Breslau ermöglichte. Nach Aufgabe des Hauslehrerberufes im Jahre 1867 wirkte er als Redakteur in Bromberg, Waldenburg, Ratibor und zuletzt in Schweidnitz, wo ihn am 1. November 1898 von unsäglichen Leiden der Tod erlöste. Auf Holteis Anregung stellte er seine ganzen Kräfte in den Dienst der schlesischen Mundart. Eine Reihe fröhlicher und ernster Bücher, die er in schneller Reihenfolge seinen Landsleuten darbot, geben ein beredtes Zeugnis seines großen Geistes: „Vägerle flog aus“ 1875, „A schläsches Pufettel“ 1879, „Ock ni trübetimplig“ 1880, „Humoristische Genrebilder“ 1881, „A lustiger Bruder“ 1882, „Mein jüngstes Kindel“ 1884, „Fahrende Gesellen“ 1885, „Maiglöckel“ und „In Sturm und Wetter“ 1888, „In Rübezahls Reich“ 1891, „A frisches Richel“ 1893. Liebe zu schlesischer Gemütlichkeit und schlesischer Dichtung verbreitete er bis in die untersten Schichten des Volkes durch seinen seit 1883 herausgegebenen Kalender „Der gemittliche Schläsinger“, der seit dem Tode Heinzels von Philo vom Walde herausgegeben wird.

Der begabteste der lebenden schlesischen Dialektschriftsteller ist Philo vom Walde, eigentlich Johannes Reinelt, geboren am 5. August 1858 in Kreuzendorf bei Leobschütz in Schlesien als Sohn blutarmer Häuslerleute. Vom Sohne des Lehrers wußte er sich lateinische und griechische Grammatiken zu verschaffen. Eben sollte er in das Kloster zu den Franziskanern gebracht werden, da wurde der Orden des Landes verwiesen. Jetzt sollte er Schuhmacher werden. Auf seinen Wunsch wurde er jedoch Lehrer. Als solcher ist er jetzt in Breslau thätig. Allgemein bekannt wurde er als Redakteur der Zeitschrift „Der Naturheilarzt“, durch welche er als Vorkämpfer der Naturheilkunde Propaganda für medizinlose Heilkunde machte. Auf dem Gebiete der schlesischen Dialektliteratur hat er sich durch Herausgabe lyrischer Lieder und des ersten Epos einen unvergeßlichen Namen gemacht. „Philo vom Walde bezeichnet mit ¹⁾ seinen Dichtungen eine vollständig neue Epoche in der Dialektpoesie, oder vielmehr, er hat die wahre schlesische Dialektpoesie erst geschaffen, und die zahlreichen Nachahmungen zeigen, daß seine Ideen rasch Schule gemacht haben.“ „Das ²⁾ kleine Buch „aus der Schläsinger“ ist dazu angethan, der schlesischen Provinzialdichtung

¹⁾ Dresdner Tageblatt.

²⁾ Blätter für litterarische Unterhaltung von Gottschall.

weitere Kreise zu erobern, und man kann nur wünschen, daß es das wirklich thun möge — gemeint ist „A Singvägerle“. Hier ist nichts von Überfeinerung, nichts vom Glittergold der Phrase und von der widerlichen lyrischen Eiqueurfabrikation . . . Die kleine Sammlung schlägt alle Töne der Empfindungen an und vermeidet, wie es scheint, grundsätzlich die selbst bei Reuter überwuchernde bloße Schnurre und Anekdote mit vielem Takt und damit zugleich einen Hauptfehler unserer Dialektdichter.“ Philo vom Walde hat folgende Werke herausgegeben: „Aus der Heemte“ 1882, „Schlesien in Sage und Brauch“ 1885, „A schläsches Bilderbüchel“ 1884, „A Singvägerle“ 1886, „Vagantenlieder“ 1887, „Die Dorfherre“ 1891, „Jos. Schindler als Nachf. von Vinzenz Priesnitz“, „Vinzenz Priesnitz“, „Hygienische Volksbühne“, „Sonderlinge“, „Leutenot“ (Epos).

Emil Barber lebt als Lehrer in Görlitz und ist derjenige schlesische Schriftsteller, welcher im lausitzer Dialekt schreibt. Vor die Öffentlichkeit trat er unter dem Pseudonym E. vom Zilligstein mit seinen „Lausitzer Dialektdichtungen“, welche viel treffliche Gedanken enthalten. Würdig schließt sich sein „Hausbacken Brut“ mit treffenden Bemerkungen über seine Mundart an. Ebenfalls im lausitzer Dialekt ist geschrieben: „Allerlee aus dar Äberlausitz“, der Verfasser ist mir unbekannt.

Hermann Bauch, geboren in Heidersdorf bei Nimptsch, lebt als Rektor in Breslau. Von ihm sind folgende Erzählungen in schlesischer Mundart erschienen: „Quietschvergnügt“, „Huch de Schläsing“, „Tälisches Vulf“, „Juchhe“ und „o weh“, „Rübezoahl und de biese Sieben“, „Plomp uf de Stoadt“ und „Uf 'm Durfe ihs 's schien“. „Der¹⁾“ Verfasser besitzt eine ausgezeichnete Begabung für das Darstellen lustiger Situationen und weiß auch das einfachste so drollig zu sagen, daß man herzlich lachen muß. Ein derber kräftiger Humor, der aber nie die Grenzen des Wohlanständigen überschreitet, herrscht in diesen prächtigen Erzählungen, die nicht nur jedem Freunde unserer heimischen Mundart viele fröhliche Stunden verschaffen, sondern auch den „murrwäzlichen“ Grillenfänger und Griesgram zwingen wird, öfters „verknucht“ zu lachen.“

Karl Klings, den Lesern dieser Zeitschrift durch manche Erzählung bekannt, ist in Geseß, Kreis Neisse, geboren, wirkte früher in Oberschlesien, jetzt in Schöneberg bei Berlin als Lehrer. Er gab folgende Werke heraus: „Liebeswonne“, „Bunte Reiche“, „Aus dem Ruffatelsgebirge“, „Wieland der Schmied“, Drama. „Selten²⁾“ haben wir unter den Neuerscheinungen der neueren Dialektliteratur ein Werkchen zu Gesicht bekommen,

¹⁾ Schlesiſche Zeitung.

²⁾ Breslauer General-Anzeiger.

dessen Dichtungen durchweg den Stempel echter Poesie tragen. Hier — „Aus em Ruttkaelgebirge“ — spricht aus jedem, auch dem allereinfachsten Gedichtchen tiefe Empfindung, so daß man unwillkürlich weiter zu lesen verlangt, um den ganzen poetischen Zauber, den frischen lebendigen Hauch, den jeder einzelne der formvollendeten Verse atmet, auf sich einwirken zu lassen. Der Dialekt ist der im Grottkauer Kreise (im Rottfelchengebirge) geläufige.“ — Gedichte, welche in demselben Dialekt gedichtet sind, findet der Leser dieser Zeitschrift in Hest V, Seite 341. Verfasser derselben ist Dr. J. Wahner in Gleiwitz.

Hugo Kretschmer, Redakteur in Breslau, gab die beiden Bändchen „Du druber und drunter aus der Schläsing“ und „Durflaben ei de Schläsing“ heraus. „Es¹⁾ sind keine wuchtigen Effekte, die er mit seinen kleinen, dem Leben abgelauschten Geschichten erzielen will, aber die Tiefen der menschlichen Seele erfrischen, denen draußen in der Welt zeigen, wie unter der rauhen Schale des Schlesiens ein liebenswürdiger, treuester Kern steckt, unter dem lachenden, kurz angebundenen Humor ein Thränlein blinken zu lassen, das ist des Dichters Eigenart und Ausdruck.“

August Lichter ist Lehrer in Leutmannsdorf bei Schweidnitz. Seine Schnoken und Gedichte, die unter den Titeln: „Meine Muttersproache“, „Durspumranza“, „Derheeme“ und „Schläsches Ollerlee“ erschienen sind, enthalten viele Perlen schlesischen Humors und sind eine Quelle des Interessanten für Herz und Gemüt.

Marie Oberdieck veröffentlichte „Balsamindel, Gedichte und Erzählungen in schlesischer Mundart“. „Heiteres²⁾ Lachen und inniger Sinn für alles Naturschöne dringt uns aus dem Büchlein entgegen, das in seiner schlesischen Mundart sich viele Freunde erwerben wird. Wir können nur jedem diese „Balsamindel“ empfehlen und sind überzeugt, daß aus diesem Strauß duftiger Blumen allen Lesern einige frohe Stunden emporblühen werden.“

Reizende, flotte, im Charakter der Köflerschen Schnoken gedichtete Erzählungen hat Hermann Oderwald geschrieben. Als Meister in der schlichten Erzählung zeigt er sich in „Anne schläsche Paperstunde“, „Schläsche Pauerbissen“ und „Achilles-Zigeunerlifel“.

„A Tüppel schlesische Geschichten“, deren Widmung unsere Kaiserin durch ein huldvolles Schreiben entgegengenommen hat, schrieb Illo aus'm Bunzel, deren erste Auflage schon nach einem Jahr vergriffen war. „Wie warme Semmeln“, schreibt der Verfasser in der zweiten Auflage, „wanderten die Büchel in die Welt“. Jedenfalls müssen die Geschichten gern gelesen werden.

¹⁾ Breslauer General-Anzeiger.

²⁾ Deutsche Hochwacht.

Im Kreise Grottkau stand auch Robert Sabels Wiege. Er wurde in Lindenau geboren und wirkt als Lehrer in Breslau. Seinem Singspiel „Die Mutter im Schollenstein“ soll sich das in Vorbereitung befindliche Werk „Sumtig-Nachmitts“ anschließen. Bei Hoffmann in Striegau erschien von ihm ein allerliebstes Büchel „Liederbüchel für gemittliche Leute“ für den enorm billigen Preis von 25 Pfg. Er hat sich dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er sich der großen Mühe unterzog, aus zehn Werken der bekanntesten schlesischen Dialektschriftsteller einhundert Lieder auszuwählen, die im frohen Kreise nach bekannten Melodien¹⁾ gesungen werden können. Dieses Werkchen ist geeignet, Liebe und Verehrung heimischer mundartiger Dichtung unter hoch und niedrig zu wecken und zu fördern.

„Der Schindelmacher“ nennt Hermann Stehr eine Novelle, welche die Reden des Schindelmachers und seiner Landsleute im Gebirgsdialekt wiedergiebt. Der Prozeß, wegen „Meiße dem Teufel“ brachte ihn in aller Mund und verschaffte ihm in der Heimat viele Feinde. 1901 erschien von dem Verfasser, welcher aus Habelschwert gebürtig ist und in Dittersbach bei Waldenburg als Lehrer thätig ist, der Roman „Leonore Griebel“.

Mar Waldenburg, der Verfasser von „Frisch vo der Laber“, ist ein empfindender, liebenswürdiger Poet, „der tief²⁾ eingedrungen ist in das Gemütsleben des schlichten Schlesiens, und so weiß er denselben treu und treffend zu schildern in allen seinen Empfindungen und Gedanken und in seinem ureigensten Wesen . . . beim Pfluge und in seinem bescheidenen Heim, im ausgelassensten Übermut, aber auch im Ernst und in seinem Seelenschmerz“.

Waldemar Walters „Nischt firr Ungutt“ bringt einige hübsche und originelle Stoffe.

Im Verlage von Schimmelwitz in Leipzig erschien vor kurzem „Schlesische Teufeleien“ von Anselm Regnal — wahrscheinlich Pseudonym. — „Die³⁾ Schreibweise ist packend, die Dialoge — wenn auch nicht ausnahmslos — meisterhaft. Der Autor sucht seine Stoffe aus den schlesischen Bergen, wo er aufgewachsen; der Schauplatz seiner Schilderungen ist bald in das Eulengebirge, das Waldenburger Bergland oder die Grafschaft Glatz verlegt, und ein frischer, lebendiger, wie von Berg- und Waldluft durchwehter Zug scheint uns bei der Lektüre dieser schlichten und gemütvollen Erzählungen entgegen zu wehen.“

Von Sammelwerken schlesischer Dialektpoesie sind bereits erwähnt worden: „Schläfliches Quellbündel“, eine Auslese schlesischer Dialekt-

¹⁾ Holteis „Schlesische Gedichte“, erschienen 1838 in der ersten Auflage mit Melodien versehen.

²⁾ und ³⁾ Breslauer General-Anzeiger.

dichtungen von Ludwig Sittenfeld und „Liederbüchel für gemittliche Leute“, 100 Lieder aus der Schläsing ausgewählt von Robert Sabel. Bei E. Heege in Schweidnitz erschien das „Schlesische Jahrbuch“, eine Sammlung von Erzählungen, Humoresken, Gedichten und Anekdoten in hochdeutschem und schlesischem Dialekt, zur Unterhaltung und zum Vortrage in geselligen Kreisen gesammelt aus 15 Jahrgängen des Kalenders „Der gemittliche Schläsinger“, mit Beiträgen namhafter schlesischer Schriftsteller. Ein Werk von hoher Bedeutung im litterarischen Leben der Provinz Schlesien ist das „Schlesische Dichterbuch“, herausgegeben von August Friedrich Krause und Philo vom Walde, welches eine Auswahl von Dichtungen und Erzählungen von dreißig jetzt lebenden schlesischen Schriftstellern in hochdeutsch und schlesischem Dialekt enthält und „zur Begründung einer starken, volkstümlichen, im Boden der Heimat wurzelnden Kunst“ dienen soll.

Mit dem Wunsche: „Möchten¹⁾ ihnen berufene Komponisten bald entsprechende Melodien unterlegen, damit sie auf den Wegen des alten Volksliedes offenen Einlaß finden in alle schlesischen Herzen“, schließt ein Rezensent sein Urteil über das schlesische Dialektliederbüchel „A Singvägerle“ von Philo vom Walde. Nicht allzulange mußte Schlesien, von dem schon Robert Prutz bekennt:²⁾ „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, daß die Schlesier das gesangreichste Volk in Deutschland sind, auch die Schwaben nicht ausgenommen, nirgends anders gehören Vers und Reim so sehr gleichsam zum täglichen Brote, nirgends anders ist die Zahl der Naturdichter so groß als hier“, auf den Komponisten warten, der die richtigen Töne zur Verdolmetschung der in den Liedern enthaltenen Stimmungen fand. Paul Mittmann heißt der Neubegründer des schlesischen Liedes, dem von Berufenen der Name „schlesischer Koschat“ beigelegt worden ist und dessen Tondichtungen für eine Singstimme mit Klavierbegleitung in fünf Bänden als „Albums schlesischer Lieder“ bei A. Hoffmann in Striegau erschienen sind. Band I enthält komponierte Lieder von Philo vom Walde, Band II Max Heintel- und Holteilieder, Band IV Holteilieder und Band V die schönsten schlesischen Volkslieder. Professor Dr. Bohn äußert sich über die Mittmannschen Lieder: „Mittmanns³⁾ Kompositionen sind in Melodie und Harmonie von wohlthuender Einfachheit und treffen überall den anheimelnden Volkston aufs Glückliche. Einzelne dieser Lieder sind bereits weit verbreitet und werden allenthalben gern gesungen und gehört; die neue billige Gesamtausgabe wird voraussichtlich dazu bei-

¹⁾ „Niederschlesischer Anzeiger“.

²⁾ „Deutsche Litteratur der Gegenwart 1860“.

³⁾ Professor Dr. Bohn in der „Breslauer Zeitung“.

tragen, sie überall, wo Schlesier weilen, populär zu machen“, und Professor Dr. Julius Schäffer urteilt: „Nicht¹⁾ jeder Komponist, und sei er noch so bedeutend, ist imstande, echt volkstümliche Weisen zu erfinden . . . Es gehört dazu eine ganz besondere Begabung. Daß Herr Paul Mittmann sie besitzt, geht aus seinen Singweisen unzweifelhaft hervor. Seine natürlichen, von Herzen kommenden, zu Herzen gehenden Melodien treffen sehr glücklich alle Nuancen der Stimmungen von tiefer Trauer bis zum schalkhaften Humor und aufjauchzendem Jubel.“ Ja, Dr. J. Pommer in Wien stellt ihren Wert über die Koschatschen Kompositionen und der „Litterarische Ratgeber in Bayern“ nennt ihn einen Komponisten im Geiste eines Silcher.

Der gesunde Humor, die reizende Naivität und Frische der schlesischen Dialektdichtungen, die waldduftig und quellfrisch die Seele des Lesers im Grunde erquickten, tragen viel dazu bei, daß das Volk dem Internationalismus der Sozialdemokraten den Rücken kehrt, daß es Liebe zur Heimat empfinden lernt; denn ohne ein starkes Heimatsgefühl giebt es keine Vaterlandsliebe. Führt die Dialektdichtung auf dem betretenen Wege fort, so hilft sie eine der größten sozialen Fragen lösen, die darin besteht, die Heimat dem modernen Menschen wiederzugeben oder sie ihm zu erhalten, ihn in ihr wahrhaft heimisch zu machen. Darum können und dürfen wir auch nicht damit einverstanden sein, daß²⁾ man der mundartigen Dichtung aus dem Grunde keine große Zukunft prophezeien noch wünschen möchte, weil sie kein Fortschritt, sondern der Abfall von dem Hochdeutschen sei. Wir machen vielmehr den Wunsch Cäsar Flaischlens zu dem unsrigen, daß die engere Heimat mit ihrer Namenseigenart der stete Nährboden bleibe, aus dem sich unser ganzer deutscher Volkscharakter zu immer neuer Kraft, zu immer reicheren Entfaltungen und zu immer vielseitigerer Einheit emporgestalte.

Volkserzählungen aus dem Neisser Kreise.

Von

J. Riedel, Kattowitz.

Die christliche Lehre von dem jeweiligen Eingreifen der Gottheit und des Satans in die Geschichte der Menschen hat das Empfinden der Volksseele zu allen Zeiten mächtig ergriffen. Naturgemäß aber mußte in Zeiten geringerer Aufklärung dieser Glaube die Phantasie stark beeinflussen, daß sie eine

¹⁾ Professor Dr. J. Schäffer im „Breslauer General-Anzeiger“.

²⁾ König „Litteraturgeschichte“ Band II.

außergewöhnliche Bethätigung des göttlichen oder dämonischen Willens auch dort erblickte, wo es sich um eine vollständig alltägliche Erscheinung handelt. Dies beweisen viele unserer Volksagen. Auch einige mir in der Jugend von Vater und Großvater erzählten Geister-, Spuk- und Zaubergeschichten liefern einen Belag dafür, weshalb ich sie darzustellen im Begriff stehe.

In Langendorf im Neisser Kreise wohnte ein Spielmann, der immer in den Dörfern herumzog und Harmonika spielte. Die beste Zeit für ihn war die „Kirmeszeit“. Da blieb er oft ein paar Tage in dem Dorfe, ehe er wieder einmal heimging. Er spielte im Kretscham und bei den Bauern. Sein Lohn bestand in Kuchen, Schnaps und Bier; manchmal bekam er auch „än Biema“. Am Kirmesmontag oder Dienstag abends spät ging er heim. Nüchtern war er freilich nicht, aber die Besoffenen haben ja Glück; es ist ihm niemals was passiert. Wenn er von der Kirmes ei Neiwahle kam, da mußte er über einen Graben gehen. Jedesmal, wenn er im Finstern über den Graben tappte, kam ein „Ärrlichtla“ auf ihn zu und tanzte vor ihm her. So konnte er den Weg gut sehen, und er kam eher bei seinem Hause im Mitteldorfe an. Wenn er an den Jaun kam, sagte er dem Irrlicht: „Bezoahls Goot“, und dann tanzte es wieder auf die Wiese. So passierte es ihm öfter. Einmal aber, als er wieder mit seinem Wegweiser heimgewandert war, kam's Irrlicht bis ans Fenster und tanzte immerfort hin und her, obgleich er ihm schon gedankt hatte. Weil's gar nicht weggehen wollte, da macht er kurz vor'm Schlafengehen noch einmal das Fenster auf und fragte: „Nu, Ärrlichtla, warum giehste denn heite goar nech weg? Woas wollste denn nooch hoan?“ Da sagte es zu ihm: „Wenn iech nooch asu viel „Bezoahls Goot“ hätte, wie dort ei der Scheffel Mòhkernla sein, do wär ich derlest“. Dann war das Irrlicht verschwunden und es ist dem Musikanten nicht mehr erschienen. Er mußte jetzt immer von Neiwahle im Finstern heimgehen.

Aus demselben Orte stammt die Erzählung einer Begebenheit, die sich etwa am Anfange des vorigen Jahrhunderts zugetragen haben soll.

Der Bauer E. lebt in äußerlich glänzenden Verhältnissen. Da er schon vorgerückten Alters ist, soll sein Ältester die Wirtschaft übernehmen. Dieser ist ein stiller Mensch, der, in den bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen, den Bauernstolz und die Bauernsitte stets hochgehalten hat. Da tritt eine Wendung ein in dem Schicksal des reichen Erben und somit der ganzen Familie. Er, der der Stolz des Vaters ist, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, tritt in ein intimes Verhältnis zu einer Magd, die zu den Bediensteten seines Vaters gehört. Vorerst bleibt die Sache geheim; doch erst in der Liebe zu weit gegangen, kann sie sich den Blicken der Umgebung nicht mehr entziehen. Und nachdem es schon die Spatzen auf dem Dache pfeifen, der reiche Besitzersohn wird die Magd seines Vaters

heiraten müssen, erkennt auch der Vater das Vorgefallene und stellt den Sohn zur Rede. Bei dem sich entspinrenden Wortwechsel ruft der Sohn des E. in der Erregung: „Wenn das wahr ist, dann soll doch gleich das Donnerwetter in unser Haus einschlagen!“ Und obgleich der Himmel ganz wolkenlos ist, obgleich die Sonne ringsher die gesegneten Fluren überstrahlt, fährt ein flammender Blitz hernieder und entzündet das Gehöft. Zwar eilen von allen Seiten Rettungsmannschaften herbei, zwar versuchen die Langendorfer und die benachbarten Dorfspritzen des Feuers Herr zu werden, allein vergebens. Blutrot ist der Himmel, die Flammen züngeln, das Gebälk kracht, und ein dumpfes Heulen geht vom Feuerherde aus. Schon lassen die Schatten der Nacht die feurige Lohe noch grauenvoller erscheinen; aber des Flammenmeeres will kein Ende werden. Es ist, als ob das Feuer von unbekannter Hand geschürt würde, als ob der Pfuhl der Hölle auf die Besizung niedergegangen sei. Auch am andern Tage noch wüthen die Flammen fort, ängstigt unheimliches Sausen die zagen Gemüther der Löschmannschaften. Endlich kommt man zu der Erkenntnis, daß der Frevler des Bauernsohnes nur durch die heilige Hand des Priesters gesühnt werden könne. Der Pfarrer des benachbarten Städtchens erscheint in feierlicher Prozession mit dem Allerheiligsten und umgeht die Feuerstelle. Da verliert sich das Unheimliche nach und nach, und bald ist das Feuer erloschen. Was aber der geistliche Herr bei der Beschwörung der dämonischen Gewalten wahrgenommen, das will er keiner Menschenseele verraten, sondern mit ins Grab nehmen.

Es ist Sonntag, und in festliche Gewänder gekleidet eilen alt und jung, dem feierlichen Hochamte und der erbaulichen Predigt beizuwohnen. Nur bei dem reichen Großbauer Jockisch wird's mit dem Kirchenbesuche nicht so genau genommen. Namentlich die Mägde und das übrige Dienstpersonal müssen oft arbeiten, statt ihren religiösen Pflichten nachzugehen zu dürfen. So auch heut wieder. Die Frau schilt die Mägde wegen ihrer Säumigkeit und Nichtsthuerei und besteht darauf, auf der Stelle das am Sonnabend nicht besorgte Krautblättersutter herbeizuschaffen. Wohl oder übel müssen die Mägde gehorchen. Doch der Frevler einer so schändlichen Sonntagsentheiligung rächt sich. Kaum haben die Mägde das Krautfeld betreten und ihre Arbeit aufgenommen, fliegt ein von unsichtbarer Hand geschleuderter Erdkloß der einen Sabbatschänderin auf den Rücken. Dann wird die andere getroffen, hierauf beide zugleich; bald hagelt es von Erdklumpen und Kohlköpfen in der Luft, die hier und dort niederfallen und die schreienden Mägde zur schleunigsten Flucht treiben. Atemlos zu Hause angelangt, ist zwar für den Augenblick Ruhe; aber gegen Abend stellt sich der Spuck im Bauernhose selbst ein. Es wirft in Stube, Küche, Bodenraum, Scheune und Gesindekammer. Bei Tage ist gewöhnlich nichts zu

merken; aber nachts kehrt es wieder, bald in regelmäßiger Aufeinanderfolge, bald in kürzeren oder längeren Zwischenräumen. Die Mägde nimmt es nachts bei den Haaren und zerrt sie aus dem Bette. Den mutigen Knechten, die sich statt ihrer in die Mägdekammer schlafen legen, ergeht es erst recht schlecht. Da schließlich niemand mehr bei dem Bauer arbeiten will, wird die Beschwörung des Spuks in die Wege geleitet. Allein der Ortspfarrer richtet gegen den Dämon nichts aus, weil er nicht mehr schuldlos genug ist. — Ich weiß nicht, ob das hierher gehört, aber einmal soll der beschworene Geist dem Exorcisten zugerufen haben: „Erinnerst Du Dich noch, wie Du einst dem Bauer Rüben auszogst, um sie zu essen?“ — Man läßt also einen eben erst ausgeweihten Priester aus Weisse kommen und diesem gelingt die Bannung des Spuks.

So die Erzählung, die in verschiedener Ausführlichkeit und mannigfacher Ausschmückung in der Umgegend von Polnisch-Wette verbreitet worden ist. Sie stammt aus dem Jahre 1858. Eine der beteiligten Mägde, Görlisch mit Namen, die dann in Langendorf verheiratet war, erzählte: Die Leute haben den ganzen Vorgang zwar sehr übertrieben, aber ganz geheuer war es damals auf der Besitzung nicht; namentlich ist es wahr, daß wir Mägde viel unter dem Werfen zu leiden hatten.

Die Mahl- und Schlachtsteuer (alten Stils) ist in der Stadt Weisse noch gar nicht so lange aufgehoben. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts muß dieses Steuerrecht der genannten Stadt sich auch auf eine Mühle erstreckt haben, die etwa eine Meile von der Stadt entfernt bei dem Weiler Dürrkamitz lag. Diese Mühle hieß im Volksmunde Puschmühle. Der Müller, ein reicher Mann, stand in dem Rufe, mehr als Brot essen zu können. Oft wollen Einwohner aus Dürrkamitz und anderen Orten, die auf dem Heimwege an der Mühle vorbei mußten, zur Nachtzeit allerlei Sonderbares an ihr wahrgenommen haben. So fing z. B. die Mühle plötzlich an zu gehen, obwohl es ganz finster darin war und alles in tiefem Schlafe zu liegen schien; dann wieder sah man den Müller zur Nachtzeit um sein Gehöft schleichen, obgleich man eine Veranlassung dazu nicht entdecken konnte. Schließlich sah man sehr feine Herren in Luxuswagen zur Mitternachtsstunde davonfahren. Es war also unbezweifelte Thatsache, daß der Müller mit dem Bösen in Verbindung stand. Dies bestätigten auch die Erzählungen derer, die in der Mühle beschäftigt waren oder darin zu thun hatten. Die Beamten, die wegen der Mahlsteuer zur Revision kamen, wurden von dem als reich bekannten Müller aufs eigenartigste hintergangen und geneckt. Sie sahen bei ihrem Eintritt in die Mühle, daß sie im Betriebe war, wenn sie aber Gänge und Mehlbeutel untersuchten, fanden sie sie leer. Ein anderes Mal wieder kamen Ratten haufenweise aus dem

Mehlbeutel, liefen die Treppe hinauf, stürzten sich in den Mählgang und kamen unten wieder zum Vorschein. Bekannt war auch, daß der Müller sehr oft in einem Zauberbuche las. Als er nun einmal fort war, benutzte der Mühlenjunge die Gelegenheit, in besagtem Zauberbuche zu lesen. Und er las und las. Sofort kamen Scharen schwarzer Krähen auf allen Seiten zur Mühle herein. Sie stolzierten auf und nieder, setzten sich auf Balken und Kastenränder und blickten neugierig um sich. Zum Glück kam der Müller dazu. Um Unheil zu verhüten, mußte der Bursche nun dasselbe Kapitel rückwärts lesen. So wurde man die Krähen wieder los. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die Krähen lauter Teufel waren, die gekommen, den Willen des rufenden Meisters zu erfüllen; jedoch dem Zauberlehrling, der mit ihnen nicht umzugehen verstand, wäre die Beschwörung jedenfalls teuer zu stehen gekommen.

Auch eine oberschlesisch gefärbte Darstellung der Sage vom „Wilden Jäger“ ist mir aus meinen Jugendtagen in Erinnerung geblieben.

Bei dem Weiler Dürrkamitz liegt ein Wäldchen, die Petersheide genannt, das früher ein ausgedehnter Wald gewesen sein muß. Ich kann mich nicht entsinnen, welcher Herrschaft es gehört, aber ich weiß, daß in dem Walde ehemals viel Holz gestohlen wurde, und daß die Umwohner sich über Diebstähle auf herrschaftlichem sich weiter keine Skrupel machten. Namentlich die Stellmacher des genannten Weilers machten sich den reichen Birkenbestand des Busches zu nutze. Diese erzählten nun von den nächtlichen Begegnungen mit dem Mitternachtjäger. „Es war zwischen elf und eins in einer kalten Winternacht“, erzählte einer derselben meinem Großvater, „wir hatten bereits einige schöne Deichselstangen niedergelegt, als sich plötzlich ein fürchterlicher Sturm erhob. Wie rasend schüttelte die Windsbraut die schneebedeckten Wipfel, sie ihrer Last entledigend, und ächzend beugten sich die frosterstarrten Waldesriesen. Aus der ferne vernahm man Pfiff, Gebell und wildes Rufen, und huj und hu und hott und hüh kam's näher und immer näher!

Sofort erkannte der Älteste der Forstrevler, daß der Mitternachtjäger mit seiner Meute nahe. Den Pelz über sich werfend, warf er sich mit dem Angesicht platt zur Erde, und die übrigen folgten seinem Beispiele. Doch da war's auch schon! Wie wenn die Wipfel der Bäume die Erde berührten und diese sich in Wogen auf- und niedersenkte, erschien es den Daliegenden. Da, ein kurzer Pfiff, dann trapp, trapp, trapp den Pelz entlang, und vorüber war die „Wilde Jagd“! Die Stellmacher sägten nun in aller Ruhe noch ein schmuckes Birkenstämmchen ab und zogen dann, die Diebeslast mit Mühe schleppend, dem nahen Dörfchen zu.

Das verlorene Paradies.

Von

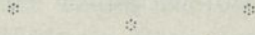
August Friedrich Krause, Breslau.

Im Eulengebirge, an einem Fußwege, der vom lieblich-freundlichen Schlesiethal über die Berge nach Ober-Leutmannsdorf führt, fand ich auf einer meiner Sommerwanderungen eine Stelle, die man den „Toten Jungen“ nennt. Etwas seitab am Berghang steht ein schmuckloses, roh aus Stein gehauenes Kreuz, ohne Heiland und Inschrift. Grüngelbe Moosflecken übertupfen die graue, rauhe Fläche des Granits. In der Mitte, wo die beiden Kreuzbalken sich treffen, ist kunstlos ein kleines Kreuz eingegraben. Fast sieht das schlichte Denkmal in seiner armseligen Einfachheit wie ein Grenzstein aus. Erst hielt ich es auch dafür, bis ich in Ober-Leutmannsdorf von dem alten, freundlichen Oberförster Riedel und seinem Freunde, dem ebenso alten und ebenso freundlichen Lehrer Adam, mit denen ich im Gasthause bekannt wurde, die Geschichte jenes Steines erfuhr.

Nun weiß ich, warum so tiefer, schauernder Frieden diese einsame Stätte umweht: Kirchhofsfrieden sagte ich, als mein Fuß zum ersten Male an ihr vorüberschritt.

Am anderen Tage suchte ich noch einmal den stillen Ort auf. Die Bäume treten hier auseinander und lassen den Blick frei, hinunter in das lachende, blühende Land, über dessen bunte Fluren ein breiter Strom glitzernden, goldenen Lichtes floß. Wie ein Teppich breitete es sich zu meinen Füßen, aus Grün und Braun und Gold von Gottes Meisterhand gewebt. Darauf standen die zahllosen Dörfer mit ihren weißen Häusern und Scheunen wie aus einer Spielzeugschachtel. Brandrot leuchteten die Ziegeldächer in der hellen Sonne. Ein Bahnzug kroch vorüber mit weißer Rauchfahne an der Spitze, als wäre er eine seltsame Prozession, die nach einem wunderthätigen Gnadenbilde wallfahrtet. Das dunkelblaue, breite Massiv des Jobten- und Geiersberges, dessen höchste Spitze die weiße Bergkirche wie ein leuchtendes Diadem krönt, begrenzt das Bild und giebt ihm Geschlossenheit und Ruhe.

Feierliche Klänge der Sonntagsglocken wurden auf leichten Schwingen vom weichen, warmen Sommerwinde zu mir herauf getragen aus der Ebene. Heimlich raunten und rauschten die Kiefern und Tannen. Ein Surren und Summen war um mich her von Käfern und Mücken. Und meine Seele erlebte in jenen Sonntagstunden die Geschichte des „Toten Jungen“, der hier einst im Frieden der Berge seinen Himmel wiederfand.



Eine Meile und etwas mehr von dem Steinkreuz entfernt, liegt in der Ebene zwischen dem Zobten und dem Eulengebirge das reiche Bauerndorf Ludwigswalde. Mit seinen breiten, zwei- und dreithorigen Scheuern und seinen großen Gutshäusern, deren zahlreiche Fenster in der Sonne wie helle Augen blitzen, sieht es gar behäbig und stattlich aus, heute noch wie vor vierzig und etlichen Jahren, als die Geschichte sich ereignete, die ich jetzt erzählen will.

Es war Winter, ein Winter, wie man ihn jetzt kaum noch kennt. Ludwigswalde sah in seinem frischen Schneegewande so feiertäglich aus wie ein sauber gewaschenes Kind, dem die Mutter ein reines Hemdlein angezogen hat. Den Zaunpfählen und Thorpfeilern waren lockere Mützen geworden und die Häuser hatten sich weiße Kapuzen übergezogen, um die schwarzen Stroh- und schmutzig-roten Ziegeldächer zu verbergen; denn Weihnachten stand vor der Thür. Die Straße war wie mit einem linnenen Tuche überdeckt, daß man keinen Schmutz und keine Wagenspur sah. Und die Gärten und Felder dehnten sich weit unter den überzuckerten Obstbäumen hin. Die Luft hing noch dick und schwer voller Schnee. Leise rieselten schon wieder flocken nieder.

Neben dem großen Rother'schen Bauerngute lag dicht an der Straße ein kleines, strohgedecktes Häuschen, ärmlich, aber sauber und gut im Stande. Es nahm sich neben dem großen Hofe wie ein Küchlein aus, das sich unter die schützenden Fittiche der Henne schmiegt. Rother hatte das ganze Häuschen, das im Erdgeschoß nur zwei Stuben und einen Ziegenstall, oben aber nur einen Bodenraum enthielt, an eine entfernte Verwandte seiner Frau vermietet. Helene Horn war mit ihrem Knaben nach dem Tode ihres Mannes, der nach zweijähriger Ehe gestorben war, aus der Kreisstadt hierher gezogen, weil das Leben hier billiger und gesünder war. Sie nähte im eigenen Stübchen für die ärmeren Leute des Dorfes, besonders für die Mägde, Jacken und Röcke; oft genug auch auf den Höfen für die Bauersfrauen die neuen „Roben“, mit denen sie sich in der Kirche und beim gesellschaftlichen Verkehr unter einander den Rang streitig zu machen suchten.

Gustav kniete auf einem Stuhl vor dem Fenster der Wohnstube und drückte sich die Nase platt an dem feuchten Glase, um dem Spiele der Flocken zuzusehen, die draußen lustig durch einander wirbelten. Ab und zu wischte er den Broden von den Scheiben, um besser sehen zu können. Plötzlich sprang er vom Stuhl herab und rief zur Mutter hinüber, die näher am andern Fenster saß:

„Muttel, gell, morne darf ich Schlieta fahrn mit'm Kremßa Franze, na gell?“

„Meinswäg'n! Aber irscht, wennste's Krippla fertig hufst!“

„Das werd schunt no hinte Obend fertig war'n. Du werschts amol fahrn. Aber gell, Muttel, die heilige drei Keenige tuft Du mer ausschneida. Ich krieg die Zacka nich raus an a Kron'n. Mit a Sammla'n bin ich schunt fertig. Und a Josef und die Maria mit'm Christkinde ho ich au schunt!“

Die Mutter lachte herzlich:

„Siste, ich ha d'r'sch ju gesoat, daß De's nich werscht breeta. Was werd och do das Christkindla soan, wennste's Krippla nich alleene gemacht hufst?“

Gustav erschrak. Eine Weile besann er sich, dann sagte er kleinlaut:

„Siech och, ich welld's ju macha, aber . . . aber . . .! Muttel, Du brauchsts 'm Christkindla ju nich zu soan!“

„Daß thät ich ju och nich; aber 's weß ju doch, wenn ich 's 'm och nich soan thu!“

Daran hatte der Knabe nicht gedacht. Traurig ließ er den Kopf hängen und sann. Zuletzt sagte er weinerlich:

„Muttel, ich wer's schunt breeta!“

Gustav saß am Fenster und sah vor sich hin, als ob er schwer über etwas nachdenke. Das war so seine Art. Noch gingen seine Kinderfüße in den Paradiesen der Jugend, wo alle Märchen Wirklichkeit sind. Obgleich er schon fast elf Jahre war, glaubte der von der Mutter an Leib und Seele sorglich gehütete noch an das Christkind und den Josef, die Weihnachten sorgsam den Kindern den Gabentisch decken. Mit der ganzen Kraft seiner wundergläubigen Seele hing er an diesen Märchen. Ihr Zauber umstrickte seine Sinne mit ihrer ganzen Macht. Stundenlang konnte sein Kindskopf der Mutter von dem Leben der Überirdischen vorfabeln, deren ganzes Sinnen nur darauf gerichtet war, Kinderherzen zu beglücken. Er dachte sich die Werkstatt aus, in der die kleinen Engel all die herrlichen Spielsachen anfertigen; er sah, wie das Christkind durch den verschneiten Wald schwebte und dem „alten Josef“ die Christbäume bezeichnete, welche er am heiligen Abend in die Hütten und Häuser tragen sollte, sah wie die Engel an ihnen mit flinken Beinen auf und ab kletterten, um sie mit tausend bunten Sachen auszuputzen und dabei doch so vorsichtig und

geschickt waren, daß sie auch nicht einen Tupfen Schneewatte abstießen, die locker auf allen Zweigen lag. Es waren köstliche Abende für seine in wollüstigen Furchtschauern bebende Seele, wenn in der Adventzeit der Wintersturm um das Häuschen heulte, dort mit einer Latte klapperte, hier prasselnd an die Scheiben schlug, da an der geschlossenen Thür rüttelte. Angstvoll schmiegte er sich mit zitterndem Leib an die begütigende Mutter und starrte mit weit geöffneten Augen nach der Thür, ob der „alte Josef“ käme mit seinem langen, flächsernen Barte, dem rauhen Pelz, den großen, stapfenden Schneestiefeln und dem großen, großen Saß.

Seine Mutter erhielt ihm diesen süßen Kinderglauben, so lange sie nur konnte. Sie ahnte, daß die heimliche, frohbrange Erwartung dessen, was der heilige Abend an Wundern bringen wird, die süße Hoffnung auf tausend neue Herrlichkeiten, die seligen Schauer des Wunderbaren, die von diesen Märchen ausgehen und die Kindesseele erfüllen, der süßeste und keuscheste Reiz der Jugend sind. Sie wußte ja, daß des Lebens unwirsche Hand noch zeitig genug den köstlichen Blütenstaub dieser Poesie von den jungen Seelen streift und die rauhen Wirklichkeiten des Daseins noch früh genug die bunten Blüten kindlichen Wunderglaubens zertreten.

Es war dunkel geworden. Draußen fielen die Schneeflocken groß und dicht zur Erde und deckten die Welt zu. Drüben beim Neumann Tischler zündeten sie schon die Lampen an. Der rötliche Lichtglanz schimmerte ungewiß durch die dicht beschlagenen Scheiben. Die Mutter war im Stalle und Gustav allein. Es war ihm bange und beklommen zu Mute, als stünde seine Seele vor der Thür zu den Wundern der sieben Himmel. Wenn jetzt der „alte Josef“ in die Stube käme? Oder das Christkind mit seinem langen Kleide, das so weiß und rein ist wie der Schnee? Seine Hände falteten sich und die Lippen beteten: „Gelobet seist Du Jesus Christ!“ Geheime Schauer füllten mit dem wachsenden Dunkel seine junge Seele. Fiebrisch klopfte das Blut in Schläfen und Adern. Gespannter lauschten nun seine Ohren; jedes Geräusch jagte ihm ein heißes Angstgefühl über den Körper. Seine angespannten Nerven antworteten auf jeden, auch den leisesten Ton. Ihm war, als schlürften draußen Schritte. Das Schellengeläut eines Schlittens wurde ihm zum Glockenklang aus himmlischen Höhen. Er wartete mit klopfendem Herzen und gläubiger Seele auf die überirdisch leuchtende Erscheinung des holdseligen Weihnachtswunders.

Bald brachte die Mutter die Lampe und die alte Hoffmann kam, sich ihr Töpschen Kaffeemilch zu holen. Sie erzählte:

„Ich ha a ahla Josef gesahn; a war bei Kiedel Schustern. D'r Fritzze wullde sei Sprichla nich soan, do hot a aber mit dr großen Rutte gekriegt; 'sis schunt a Perschla das, d'r Fritzze!“

Dreist und zuversichtlich sagte Gustav:

„Ich ha kenne Angst nich; ich kann bata und singa!“

Die alte Hoffmann war schon längst gegangen. Die Uhr tickte, das Kaffeewasser brodelte im Ofen und die tiefe Stille der Stube umwirkte die Seele des Knaben mit ihrem heimlichen Zauber.

Plötzlich entstand draußen lautes Geräusch. Jemand klopfte von großen, schweren Stiefeln den Schnee ab. Die Thür flog auf, eine dichtvermummte Gestalt purzelte über die Schwelle und rief:

„Plietsch, Plaatsch fladerwisch,
Draußa is mer'sch gar zu frisch,
War mich ei die Stube packa,
War a Kindern vertreib a das Lacha,
War se sacka ei a Saack,
War se reiba zu Schnupptoback.“

Gustav war vor Schreck die Schere, mit der er an den Figuren des Krippels herumschnitt, aus der Hand gefallen. Angstvoll verkroch er sich hinter der Mutter.

Das Gesicht des „alten Josef“ war tief in den Pelzfragen gedrückt und ganz mit Ruß geschwärzt und die Pelzmütze tief in die Stirn gezogen. Er hatte einen Schafpelz an, dessen schwarzlockige Innenseite nach außen gefehrt war. Über der Schulter hing ein grober Sack und im Strohgürtel eine große, birken Rute. Er trat vor die Mutter hin und fragte:

„Sein do Kinder? Morne kummt's Christkindla; do muß ich irscht sahn, ob se och artig sein und hübsch fulga!“

Lächelnd schob die Mutter den Knaben hin, der ängstlich zu ihr auf sah und sagte:

„Dr Guste is do! A fulgt gutt und kann och schien bata und singa!“

Bei diesen Worten fiel Gustav ein Stein vom Herzen; nun faßte er Mut.

„Do is gutt; suste do hätt a über die Rute springa müssa. Tu soa och amol Dei Sprichla uff. Was kannst D'n, hä?“

Gustav faltete die Hände und betete mit etwas zitternder Stimme: „Vom Himmel hoch da komm ich her“, alle fünfzehn Verse, ohne auch nur einmal stecken zu bleiben, und: „Gelobet seist Du Jesus Christ“; dann sang er hell und klar: „Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart“. In seinen hellen Augen leuchteten Andacht und Glauben. Er war mit seiner ganzen Seele bei seinem Thun. Furchtlos sah er zu dem „alten Josef“ auf; kein Zweifel an der himmlischen Sendung des Alten kam in sein Herz. Ihm war, als ob Gott selber zu ihm herabgekommen wäre. Weil er alles gut machte, bekam er nichts mit der Rute wie der Kiedel Fritz, sondern einen Pfefferkuchenmann, zwei rotbackige Äpfel und fünf Nüsse.

Dann sagte der alte Josef:

„Na, da wünsch ich Euch och a langes Saba,
Hunderfufzig Ala lang,
Hieher wie die Wulka schwaba,
Länger wie a Glockastrang.
Ich wünsch Euch an Saack vull Dufata
Und an Saack vull Kleegeld
Und an ticht'ja Schweinebrota
Und a Schock Gurka wie 's Euch gefällt!“

Damit schob er sich zur Thür hinaus, rasselte und klapperte noch gar schrecklich im Hausflur und verschwand.

Den ganzen Abend gab es keinen glücklicheren Jungen als Gustav. Er konnte garnicht satt werden, der Mutter alles das aufzuzählen, was er am „alten Josef“ bemerkt hatte, und seine Betrachtungen über das: „Woher?“ und: „Wohin?“ dieser Erscheinung anzustellen. Mit glücklichem Gesicht schlief er ein.

Der nächste Tag brachte blauen Himmel und stilles, klares Frostwetter. Die schrägen Strahlen der Sonne funkelten in tausend Schneekrystallen. Draußen am Mühlberge war lustiges Leben. Die Dorfjugend fuhr auf Schlitten mit lustigem Lärmen den Berg hinab. Fröhliches Gejohle erhob sich jedesmal, wenn ein Schlitten sich unten überstürzte und die darauf sitzenden Knaben in den Schnee fielen. Meist fuhren die folgenden Schlitten in sie hinein und es dauerte geraume Weile, ehe sich der dichte Knäuel, der sich im Schnee wälzte, wieder entwirrte. Andere suchten den gefrorenen Schnee zu ballen und die lustig Strampelnden und um sich Schlagenden damit zu werfen. Er war aber nicht feucht genug und wollte nicht zusammen bleiben. Beim Werfen zerstob er immer wieder. So war die Luft mit lauter feinem Schneestaub angefüllt und in den feinen Krystallen brachen sich die Strahlen der Sonne in bunten Regenbogenfarben.

Gustav und Franz waren des Schlittensfahrens müde, sie fuhren dem Dorfe zu. Gustav, noch ganz erfüllt von den Erlebnissen des Abends, erzählte:

„Du, Franze, nächta war d'r ahle Jusuf bei ins. Ich ha an Faffer-
Fuchamoan gekriegt und zwee Äppel mit ruta Backlan und fünf Nüsse.
Die war'n amol gutt! War a bei Euch och hä?“

Franz grinste höhnisch überlegen und stieß ein kurzes: „Ju“ aus.
Gustav ließ sich dadurch nicht beirren. Er fragte:

„Haste och was gekriegt, hä?“

„Nee!“

Gustav war ganz erschrocken. Kleinlaut meinte er:

„Du hust gewiß nich gefulgt, na gell? Und Du hust nich bata finna und singa! Ich ha's gekunnt!“

Franz lachte höhnlisch. Gustav aber fuhr fort:

„Weßt's, a hot werklich anne Rutte. Mit dar möcht ich nischte nich kriega! Die mag zwicka!“

Franz antwortete mit einem schallenden Gelächter, so daß Gustav ihn verwundert fragte:

„Was hust'n Du für a Gethue?“

Stoßweise antwortete ihm der Gefährte:

„Schof, tummes! Nee, bist Du aber a Schof!“

Verwundert fragte Gustav:

„Warum d'n, hä?“

Wieder brüllte Franz vor Lachen:

„Gleebste das werklich, hä?“

„Was d'n? Was meenste denn?“

„Nu das vum ahla Jusef!“

„Nu . . . menne Mutter . . . und a war doch nächta bei ins!“

„Das war irscht gornich d'r ahle Jusef!“

„War d'n juste?“

„'m Neumonn Tischler sei Geselle warsch!“

„Nee, irscht nich! Dan kann ich ju!“

„Ju, a warsch!“

„Nee, das gleeb ich nich! 's war d'r ahle Jusef!“

„Quorkspitzen! Ich soa D'r sch ju! 'm Neumonn Tischler sei Geselle warsch. Ich hoa's ju gesahn. Bei ins war a och. Weßt's, was ich gemacht ha? Ich ha a mit 'm fusse geschuppst, daß a hingeloin is. Da kam a m'r die Treppe ruff anach und packte mich bei'n 'a Benn' und da han m'r ins gepriegelt. Ich ha'm die Miße vum Kuppe gerissa. Da ha ich's ju gesahn, warsch war! Ganz rute Loda hutt' a uff'm Kuppe. Gleebst's nu, hä? Weßtste was a soate als er nausing? A meente: ‚Sein dos aber bodenbiese Kinder ei dam Hause!‘ Ha ich aber do gelacht, nee ich soa D'r! Gleebst's nu, hä?“

Gustav wußte nichts darauf zu erwidern, aber überzeugt war er nicht. Da fiel ihm ein:

„A hat ju an langa Bart und d'r Neumonn Geselle hot kenn!“

„Dar war och ongeklabt. Ich ha a ju obgerissa!“

Der Gegenbeweis war zerschmettert.

Kleinslaut sagte Gustav nach langem, grübelndem Schweigen:

„Die Mutter, ju . . . die Mutter soat aber . . .!“

„Das soan se och asu, daß b'r besser fulga sullen. Se beliega ins alle. 's giebt irscht gar kenn ahla Jusef nich!“

Gustav war wie aus allen Himmeln gerissen. Er sann und sann und konnte sich nicht durchfinden durch die Zweifel, die Franz in seiner Seele geweckt. Ganz zaghaft, als könnte ihm auch das Letzte und Schönste seines Märchens noch genommen werden, fragte er mit schüchtern bittender Stimme:

„Aber a Christkindla giebt's, na gell? 's brengt ins ju a su schiene Sachen.“

„Och nich!“ entschied Franz brutal. „'s giebt keen Jusef nicht und keen Christkindla und nische nich giebt's, nu weßt's!“

„Ju . . . aber . . .!“

„Garnische aber! Hust's schunt amol gefahn, hä?“

„Das derf ber ebenst nich fahn. Die Mutter hot's gesoat!“

„Gell och“, höhnte Franz, „weil's keen's nich giebt, do derwägen derf bersch nich fahn!“

„'s hat m'r doch aber's Anziegla gebrucht und die Peitsche und die Trommel und Äppel und Nüsse und . . . und . . .!“

„Quorkspitzen! Do hott Dich denne Mutter beloin. Ich soa D'r sch ju, 's giebt kee Christkindla nich! Do konns doch och nische nich brenge! Das hott D'r Denne Mutter alles gekeeft uff'm Weihnachtsmarkte ei Schweid-nis. Wu selld ocks 's Christkindla die Sachen alle harnahma?“

„Ju . . . menne Mutter . . .“

„Wegen was kimmt denn's Christkindla nich zu ins, hä? Och alleene zu n'a reicha Leuten? Zum Täuber Karle kimmts nich und zum Rusa Guste und zum Lamprecht Fritzze och nich!“

Das schienen Gustav wichtige Beweise. Daß das Christkind nicht zum Franz kam, wollte noch nichts sagen, der war „a windiges Perschla“. Aber der Rose Gustav! Der war der Beste in der Schule. Immer wurde er vom Lehrer gelobt. Und er folgte auch gut. Neulich hatte er vom Herrn Pastor ein großes Stück Pfefferkuchen gekriegt, weil er immer so artig ist. Warum kam denn das Christkind zu dem nicht? Und warum nicht zur Hampelt Anna? Deren Mutter war immer krank und die Anna mußte alles schaffen im Hause. Heute früh noch sagte die Mutter: „Zur Hampelt'n wird woll's Christkindla nich kumma, die sein a su sihre arm!“ Warum kam das Christkind nicht zu den Armen? Das war eine Ungerechtigkeit! Sie erbitterte sein junges Herz über die Massen. Wenn es ein Christkind gab, würde es das gewiß nicht thun! Es konnte eben kein Christkind geben! Das sah er jetzt klar ein. Aber warum hatte ihn die Mutter dann belogen und die alte Hoffmann und der Herr Pastor und der Herr Lehrer, die alle vom Christkind geredet hatten? „Daß b'r besser fulga sullen“, hatte der Franz gesagt. Ja, ja das wird's sein!

Ein Schlitten fuhr rasch an den beiden Knaben vorbei. Gustav schreckte aus seinem Sinnen auf. „Ich geh' heem!“ sagte er zu Franz, nahm seinen Schlitten und fuhr eilends davon. Daheim traf er die Mutter zum Ausgehen gerüstet. Sie rief ihm entgegen:

„'s is gutt, daß De kimmst! Ich geh' ei de Stadt 's Christkindla bestell'n. Da kannste d'rweile d'rheeme hitta!“

Gustav sah die Mutter verständnislos an; dann fuhr ihm eine jähe Röte über die Backen und zuletzt wurde er ganz blaß. Die Mutter war mit den Vorbereitungen zum Fortgehen beschäftigt. Deshalb fiel ihr das seltsame Betragen des Knaben nicht auf.

„Na, do bleib mer ock hübsch gesund und mach keene Tummheeta nich. Susste do brengt D'r'sch Christkindla nischte nich!“

Gustav setzte sich an das Fenster und starrte hinaus in den blendend weißen Schnee. Je mehr er über das nachdachte, was Franz ihm gesagt hatte, um so gewisser wurde es ihm, daß er recht hatte. Warum kam das Christkind nur zu den reichen und nicht zu den armen Leuten? Die Reichen hatten doch ohnedies schon genug und die Armen nichts! Das war der Gedanke, der ihn am meisten peinigte. In seiner Seele empörte sich alles gegen die Ungerechtigkeit und Härte, die hierin lag. Er war nun fertig mit seinem Glauben an den alten Josef und an das Christkind.

Eine tiefe namenlose Traurigkeit kam über seine Seele. Er barg das Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich. Nun konnte er sich auf nichts mehr freuen, nicht mehr auf den Tannenbaum mit den hellen Lichtern, nicht mehr auf die Geschenke, auf nichts, nichts mehr. Das war ja alles gelogen! Das war ja nicht wahr! Er wollte nichts, garnichts haben. Die Mutter sollte ihm nur garnichts kaufen; er freute sich doch nicht. Er wollte sich nicht mehr freuen! Und folgen wollte er auch nicht mehr!

Es kam eine plötzliche Ernüchterung über ihn. Er sprang auf und suchte im Häuschen umher — er wollte sich die letzte Gewißheit verschaffen. Nach langem, langem Suchen stieg er die Treppe zum Boden hinauf. Die Bodenthür war verschlossen. Sonst doch nie? Er preßte sein Auge an einen schmalen Spalt. Da sah er mitten auf dem Boden vor der Dachluke einen Tannenbaum stehen, der von oben bis unten gepußt war mit Rosen, Äpfeln, Nüssen und Lichtern. Oben an der Spitze war eine Fahne aus Knittergold.

Nun wußte er bestimmt: das mit dem Christkind war Lüge!

Sinnend ging Gustav in die Stube und setzte sich wieder an das Fenster. Die Abendsonne überstreute den Schnee mit dem Glanz purpurner Rosen. Der Widerschein überhauchte des Knabens blaßes Gesicht mit rötlichem Licht. Mit Jauchzen und Kreischen fuhren die Kinder auf ihren Schlitten

die Straße hinauf und hinab. Die Bäume sahen in ihrer rosigen Schneelast aus, als ständen sie in Blüte. Gustav sah von all dieser Herrlichkeit nichts. Es war öde und leer in seiner Seele, wie in einer Stube, aus der man den buntgeschmückten, brennenden Christbaum getragen und die nun finster ist und ohne goldnen Glanz. Der erste Schritt aus den köstlichen Wunderparadiesen der Jugend brachte ihm den ersten großen Schmerz seines Lebens. Gustav war eine Träumernatur; darum mußte er sich grübelnd immer tiefer hineinbohren in diese herbe Enttäuschung. Noch war sein Auge zu sehr gewöhnt, die Wunder der Märchen als alltägliche Dinge des Lebens zu sehen, als daß sein Herz schnell genug die alte Wahrheit fassen konnte, die selbst tausend großen Leuten fremd ist: daß alle alltäglichen Dinge Wunder und Geheimnis sind. Zum ersten Male klappte ihm die Alltäglichkeit der Welt auseinander in die bunte Scheinwelt der Phantasie und die Welt der rauhen Realitäten des Lebens.

Violette Schleier legten sich über den weißen Schnee. Immer dunkler wurden sie und dichter. Auf der Straße war es still geworden; nur in den einzelnen Bauerngehöften bellten ab und zu die Hunde.

Drüben beim Neumann Tischler waren die Fenster nicht verhangen. Köstlich blitzte der Schein der Lampe herüber. Es trieb Gustav hinaus. Er wollte sehen „wie das Christkind gemacht wird“. Vor dem Fenster stellte er sich auf die Zehen und sah hinein. Der Geselle, der Lehrjunge und die Kinder saßen um den Tisch. Der Meister las in der Zeitung. In der Staatsstube, die nach dem Garten zu lag, wurde von der Frau die Bescherung hergerichtet. Gustav kletterte auf den Hackfloß, der hier stand. Nun konnte er die ganze Stube übersehen. Die Neumann Tischlern putzte den Christbaum; sie steckte die Lichter in die Baumtillen. Nachdem sie damit fertig war, breitete sie die Geschenke auf dem Tische aus. Sorglich wurde auf jedem Platze die gleiche Anzahl von Äpfeln und Nüssen verteilt. Jedes Kind bekam einen kleinen, Geselle und Lehrjunge einen größeren Pfefferkuchenmann. Ein einziges Licht leuchtete zu dieser Arbeit. Es sah ganz trübselig aus. Da war nichts von der Pracht und dem Glanz der Märchenwelt, die Gustav sich hinter der geschlossenen Weihnachtsthür geträumt hatte. Das war so nüchtern und gewöhnlich und häßlich! Erst als die Frau die Lichter am Baum anzündete, breitete sich ein goldener Märchenglanz über die Stube. Aber für Gustavs Seele war es kein Märchenglanz mehr. Das waren nun ganz gewöhnliche Lichter, ganz entkleidet ihrer wunderbaren, himmlischen Herrlichkeit. Drüben im Spiegel funkelte noch ein Baum mit vielen Lichtern und warf seinen Glanz in des Knaben Augen. Aber seine Seele fühlte nichts von all der Pracht. Die Frau Neumann rief die draußen Wartenden. Jubelnd und lärmend kamen die Kinder hereingesprungen, erst

stehend und staunend über den Glanz, der sich in ihren Augen brach, dann an den Tisch eilend, die Geschenke zu betrachten. Hinter ihnen kamen Geselle und Lehrjunge verlegen lächelnd. Im Thürrahmen stand der Meister, die unvermeidliche qualmende Pfeife im Munde und über dem ganzen Gesicht ein breites, behagliches Lachen der Zufriedenheit. Dieser Blick hinter die Couliissen hatte Gustav ganz ernüchtert.

Daheim wartete schon die Mutter auf ihn. Sie war sehr böse, weil sie alle Thüren offen und das ganze Haus leer gefunden hatte.

„Do werd D'r wull's Christkindla nischte nich bringa!“

„'s giebt ju gar kee Christkindla nich!“

„Was meenste, hä?“

„'s giebt irscht gar kee Christkindla nich und kenn' ahla Josef och nich!“

„Su, su! War hot D'ern das gesoat, hä?“

Die Mutter war ganz erstaunt und wußte garnicht, was sie dem Knaben antworten sollte.

„Nu Kremße Franze!“

„Ich ha mersch ju gedacht. Nu do, nu do! Do hot a Dich a mol beloin!“

„Aee! Ich ha's ju gesahn! 's giebt kee Christkindla nich! Drüben beim Neumann Tischler tutt ju die Neumann'n a Boom anzinda. Ich ha's ju gesahn!“

Die Mutter wunderte sich immer mehr. Den Trotz und die Sicherheit des Wissenden, der aus jedem seiner Worte sprach, war sie an Gustav noch nicht gewöhnt. Sie kannte ihn nur als das naivgläubige Kind. Endlich fand sie ein Wort:

„Nu, luß och gutt sein! Zu Dir kummt's Christkindla gewiß!“

„Aee, och nich!“

„Warum d'n nich, hä?“

„D'r Boom stiecht ju schunt uba uff'm Boden!“

„Woher weißt d'n das, hä?“

„Ich ha a ju gesahn! Gepuzt is a och schunt mit Äppeln und Rosen!“

„Nu do, nu do!“

„Und überhaupt huste mich beloin! 's giebt kee Christkindla nich!“

„Wer nich unartig Gufte, ich root D'r'sch!“

„Man soll doch nich liega und Du hust mich beloin und die Hoffmann'n hot mit beloin und der Pfar'r und der Lehrer!“

„Mahr nich a su tump!“

„Ich sullt och gutt fulga, do derwegen ha't 'er mich beloin!“

Gustav redete sich immer mehr in seinen zornigen Trotz der Verzweiflung hinein. Die Mutter sah ihn zwar schon sehr böse an, aber es störte ihn nicht.

„Und fulga will ich och nich mehr. 's giebt ju kee Christkindla nich und keen ahla Jusef nich!“

Ehe er sich's versah, hatte er rechts und links eine Ohrfeige. Die Mutter war sehr böse geworden. Sie rief ihm zu:

„So . . . und vor'm lieben Gott, der alles sieht und hört, vor dem fürchst de Dich wull nich?“

Gustav war über die Worte der Mutter ebenso perplex wie über die Schläge. Der liebe Gott? Er sann nach. Der liebe Gott würde ihn strafen, wenn er ungehorsam war; das hatte er in der Schule gelernt, aber — vielleicht war das mit dem lieben Gott ebenso, wie mit dem Christkind und dem „alten Josef“. Die Mutter und der Pastor und der Lehrer hatten ihn mit dem Christkind belogen, damit er gut folgen solle; vielleicht belogen sie ihn mit dem lieben Gott auch! Und trotzig trat er zur Mutter und rief:

„An lieben Gott giebt's erscht och nich. Und überhaupt garnischte giebt's!“

Sein ganzes Gesicht flammte hochzorniger in Erregung. Das Wissen hatte mit einem Male aus ihm einen ganz anderen Jungen gemacht, voll Trotz und Bestimmtheit und Selbständigkeit, einen Jungen, der seiner Mutter ganz fremd und seltsam und unheimlich war. Er schien über sich hinausgewachsen und größer geworden zu sein. Die Mutter war ganz bestürzt und fragte, als ob sie nicht recht gehört habe:

„Was sagste?“

„A Christkindla giebt's nich, do werd's wull och keen lieben Gott nich gahn!“

Wieder brannten seine Wangen von zwei kräftigen Schlägen.

Heulend lief er in die Kammer und schlug die Thür hinter sich zu.

Das Abendessen — es gab geräucherte Bratwürste, Kartoffeln und Sauerkraut — verlief ganz still. Es schmeckte beiden nicht. Die Mutter hatte sich über den Jungen so sehr geärgert, daß ihr der Kopf weh that. Dem Knaben quoll jeder Bissen im Halse. Er war zu sehr mit der neuen, nüchternen Welt beschäftigt, in die er plötzlich hinausgestoßen war. Nach dem Essen schickte ihn die Mutter in die Kammer.

„Aee, ich gieh nich“, widersetzte sich Gustav.

„Du giehst“, befahl die Mutter noch einmal.

„Aee, 's giebt ju kee Christkindla nich!“

Mit Gewalt beförderte die kräftige Frau den Knaben hinaus und schloß hinter ihm zu. Erschöpft setzte sie sich auf einen Stuhl und dachte über das neue Wesen Gustavs nach. Sie konnte sich nicht zurecht finden darin und war innerlich ganz bestürzt darüber. Lange saß sie so und dachte nach und weinte. Dann erinnerte sie sich des Knaben in der kalten Kammer.

Sie ging auf den Boden, holte den Christbaum herunter, zündete die Lichter an, daß alles in der Stube strahlte, nur in ihrer Seele nicht, und richtete den Weihnachtstisch. Dabei dachte sie nur immerfort an ihren Jungen. Unter dem brennenden Baume wollte sie mit ihm reden, ihm den tiefen Sinn der Weihnachtsbräuche weisen, so wie ihn der Vater ihr gewiesen hatte, der Lehrer gewesen war. Von den Weihnachtsspielen wollte sie ihm erzählen, die in ihrem heimatlichen Dorfe gespielt worden waren zur heiligen Advent- und Weihnachtszeit. Dann wollte sie ihm die Weihnachtsgeschichte aus der Bibel vorlesen und von der Liebe Gottes reden, der seinen Sohn auf die Erde gesandt hat, die Sünder zu erlösen. Dabei würde ihr Gustav gewiß wieder fröhlich und freundlich werden und seinen Trotz und sein ungebärdiges Wesen vergessen. Denn er war gut, ihr Junge, von Herzen gut, das wußte sie, und es war nur eine unselige Verwirrung seines kindlichen Geistes gewesen, daß er so hätte sein können.

In der Kammer hatte sich Gustav auf den Stuhl ans Fenster gesetzt. Die Scheiben waren ganz mit blitzenden Eisblumen bedeckt, durch die der volle Glanz des Mondes schien. Ein gedämpftes blaues Licht füllte die kalte Kammer und schimmerte um das bleiche Gesicht des Knaben, daß es noch bleicher ausah, und blitzte in den dunkeln, traurigen Augen. Diesmal spürte er nichts von der ungeduldigen, trippelnden Erwartung in den Gliedern, die das neugierige Auge an das Schlüsselloch drängte, um etwas von dem Märchenglanz zu erhaschen, der in der Stube sich entfaltete und Wunder wirkte. Seine Seele war wissend geworden und glaubte nicht mehr an Märchen und Wunder. Sie war ausgestoßen aus den Paradiesen des Glaubens und fror in der rauhen Welt der Wirklichkeiten, wie sein Leib in der kalten Kammer fror. Es gab keinen alten Josef und kein Christkind mehr, vielleicht auch keinen Gott und keinen Jesus und nichts, nichts, nichts! Bloß was er mit Augen sehen und mit Händen greifen konnte, das war wirklich und war da. Es kam eine namenlos-wehe Traurigkeit über ihn, weil er sich einsam fühlte und verlassen und sich nicht mehr freuen konnte.

Und wie er so dasaß und weinte, glom in eine heiße Sehnsucht in seiner Seele hoch, nach den Wunderparadiesen, aus denen er verstoßen war. Er wollte sich so gerne freuen, ach wenn er sich doch noch einmal freuen könnte auf Weihnachten, auf den Lichterbaum, die Äpfel und Nüsse und das Christkind.

Draußen rauschte es: die Mutter brachte den Tannenbaum vom Boden herunter und stellte ihn auf den Tisch. Er hörte deutlich, wie die Fahne an der Spitze knisterte und die Nüsse an einander schlugen. Ein Apfel fiel mit dumpfem Gepolter zur Erde. Früher hatten ihn diese Geräusche in

atemraubendes Entzücken versezt. Dichter hatte er sich dann an die Thür gedrängt, daß kein Laut ihm entgehe und kein Strahl des Glanzes, der sich durch Ritzen zwängt. Heute füllte es ihn nur noch mehr mit Traurigkeit und häßlichen Gedanken. Er wußte, was drinnen in der Stube vorging. Es war gerade so wie drüben beim Neumann Tischler. Er fühlte in tiefster Seele eine Leere und Nüchternheit, die ihn trostlos machte; denn er wußte noch nichts von dem köstlich tiefen Sinn und empfand noch nichts von der goldenen Märchenpoesie dieser Feier.

Der Komodenschub knarrte: die Mutter holte die Geschenke hervor. Ein Packet fiel zur Erde. Die Nüsse am Baum klapperten. Ein Streichholz wurde an der Schachtel angestrichen. Ein Licht knisterte. Gustav hörte alles. Bald würde die Thür aufgehen und die Mutter ihn rufen. Dann würde der Glanz ihm die Augen blenden. Er fürchtete sich auf einmal davor. Das war alles so häßlich. Garnicht mehr so schön wie früher doch! Er wollte nicht hinein in die Stube; ihm war, als müßte er drinnen die Hände vors Gesicht schlagen und weinen. Immer angstvoller wartete er auf den Ruf der Mutter. Nein! Er mochte nicht hinein und konnte nicht hinein; wollte fort, fort, fort! Um den Glanz des Christbaumes, der früher so schön und nun so häßlich war, nicht sehen zu müssen. Er wollte keine Geschenke und keinen Christbaum und keine Äpfel und Nüsse und nichts! Es gab ja kein Christkind und keinen Josef und keinen Gott und keinen Jesus und nichts!

Angstvoll sah sich der wirre Knabe um in der Kammer, als würde er verfolgt. Wo hinaus? Er öffnete das Fenster und sprang in den Garten. Seine Füße sanken tief in den Schnee ein. Hinter dem Hause schlich er herum und nach der Straße. Eilends lief er davon, als würde er gehetzt. Und immer klang es in seiner Seele: „Ich mag keenen Christbaum und keene Geschenke nich und Äppel und Nüsse! 's giebt kee Christkindla und kenn' ahla Josef und kenn' lieben Gott nich und kenn' Jesus!“

Es war eine Nacht der Wunder und Herrlichkeiten, eine heilige Nacht, die über der Erde lag. Am schwarzblauen Himmel zitterten die Sterne wie funkelnde Diamanten in dunkelblauem Sammet. Hoch oben stand der Mond in kleiner Scheibe und ein weiches blaues Licht schien über das stille, verschneite Dorf. Ein seltsames Flirren und Flimmern huschte über die weißen Dächer und die mit weicher Schneewatte bedeckten Bäume, über die Mützen der Hecken und über die Dorfstraße mit den reinen Schlittengleisen. Die Häuser warfen kurze, tiefschwarze, scharf umrissene Schatten auf den Schnee. Alle Fenster waren hell erleuchtet. Ihr rötlicher Schein mischte sich seltsam mit dem blauen Schneelicht des Mondes. Ein unsagbarer Zauber wirkte in Schatten und Licht.

Aber für diese köstlichen Wunder der heiligen Nacht hatte die irre Knabenseele keinen Sinn. Sie dürstete nach dem verlorenen Glanz der Märchen, durch die ihre Füße noch jüngst geschritten.

Gustav rannte und rannte, als müßte er noch heute diese Märchen suchen und finden. Längst lag das Dorf hinter ihm; er eilte dem Walde und den Bergen zu. Allmählich verlangsamten sich seine Schritte. Sein Kopf hob sich zum Himmel empor, als müßte er dort die Wunder suchen, die er auf Erden verloren. Der Glanz des Mondes rann über sein Gesicht; es sah fremd aus und seltsam in seinem geisterhaften Licht. Gustav wußte und fühlte nichts mehr. Vergessen war das, was hinter ihm lag; die Kämpfe seiner jungen, wunderdürstigen Seele, die Mutter und ihre Liebe, der Christbaum und die Geschenke, die seiner geharrt. Vergessen war, warum er fortgelaufen und was er suchen wollte. Seine Seele war nur erfüllt von einem weißen, wogenden Licht. Das trug er über die blitzenden Felder und durch die dunkeln Wälder hinauf in die Höhe. Es war, als triebe ihn eine unsichtbare Macht, von deren Willen die Menschenseele nichts weiß.

So war er Stunden und Stunden gegangen mit ruhigem Schritt. Seine Glieder waren müde und steif. Nach einem langen Aufstieg kam er an eine Lichtung am Berghang. Zu beiden Seiten standen niedrige Tannen, die Zweige mit Schnee bedeckt, und sahen aus, als sollte sie diese Nacht noch das Christkind holen, um sie hinabzutragen zu den Erdenkindern. Hier sank er in höchster Ermattung auf einen Stein. Er konnte hinabsehen in die Länder der Menschen, wo keine Märchen und Wunder sind. In den Häusern drunten blitzten rote Lichtlein auf — Christfestganz. Dort war der Menschen Jubel und Glück. Dem Knaben fiel aufs neue ein, warum er fortgelaufen war. Eine tiefe Sehnsucht nach den Wundern der Weihnacht überkam ihn und er weinet bittere Thränen. Die rollten über seine kalten Wangen herab und gefroren auf der Jacke und den Ärmeln. Im Mondlicht blitzten sie wie Perlen. Gustav sah hinauf zum Himmel, als könne von dort ihm Hülfe kommen in seiner Not. Der Mond leuchtete in stiller Pracht und die Sterne funkelten wie Kerzen an einem großen Weihnachtsbaum.

Wie Kerzen an einem großen Weihnachtsbaum!

Er sah ihn vor sich emporwachsen in wunderbarer Herrlichkeit. Drüben auf dem dunkeln Massiv des Jotben stand sein Fuß wie auf einem hohen dunkel verhangenen Tisch. Und seine Äste breiteten sich über den ganzen weiten Himmel. Die Sterne flimmerten daran wie helle Lichtlein. Es war ein Anblick von unerhörter Pracht. Die Engel des Himmels schwebten auf weißen Flügeln zwischen den Zweigen und jubelten und sangen im höheren Chor. Und einer, ein herrlicher, beugte sich zu

dem Knaben nieder, der mit träumenden Augen in die Herrlichkeit sah, und wies ihm das milde, lächelnde Gesicht Gott Vaters auf himmlischem Thron und Jesus den Heiland an das Knie des Vaters geschmiegt.

Ein Lachen legte sich über das ganze Gesicht des Jungen, ein seliges Kinderlachen, wie er es gestern noch lachte und ehegestern — nur heute nicht mehr. Er hatte sein Paradies wiedergefunden, das er verloren auf den Straßen des Lebens.



Nach Tagen erst fand man die Leiche des erfrorenen Knaben und brachte sie zu Thal zur trostlosen Mutter. Und an der Stelle, wo das Kind seinen Himmel wiedergefunden, richtete man das steinerne Kreuz zu seinem Gedächtnis.

Heidekiefer.

Ein Märchen

von

J. G. Wahner, Gleiwitz.

Große Föhrenwäldungen bedecken noch heute weite Strecken des schlesischen Flachlandes und vermengen ihren Harzgeruch mit dem würzigen Duft des Heidekrautes. Die zahllosen kleinen Purpurlümlchen des letzteren und des Ginsterstrauches goldige Rispen unterbrechen malerisch das eintönige Graugrün der Kieferbüsche. Dort schmettern Heidelerche und Drossel wetteifernd Jubelhymnen, sorglos zirpt das Heimchen seine trauliche Weise, und verwundert hebt das braune Reh sein fluges Köpfschen und schaut lange dem feuchenden Dampfroß nach, das auf schnurgraden Schienengeleisen in mehreren Richtungen die friedliche Heide durchrast. Da und dort tauchen schwarzberufte Schornsteine auf und verraten das Dasein belebter Fabriken und Hüttenwerke, während hohe Glockentürme als Wahrzeichen der Dörfer und Städte emporragen. Industrie und Verkehr sind eingedrungen in die stillen Wälder und haben im kühlen Schatten ihre schweißtreibenden Werkstätten, ihre inhaltsreichen Niederlagen errichtet.

Ehemals schwebte tiefe Ruhe über jener Heide gleich der feierlichen Stille des Sabbats. Noch standen die Bäume dichter beisammen und wehrten dem neugierigen Sonnenschein, ihre kühn gewölbten Hallen zu durchhuschen; das unermüdliche Hämmern des Spechtes im Geäst, des Wildschweins behagliches Grunzen am Wurzelstock waren das Konzert des

Urwaldes. Die schlanken Föhren sahen ewig ihre eigene Gestalt im Spiegel des vorüberflutenden Stromes.

Da regte sich in ihnen die Sehnsucht nach dem bunten Treiben der Welt; hinaus ins helle Sonnenlicht wünschten sie sich, erst schüchtern und geheim, dann immer heißer und ungestümer, bis eines Tags ein Trupp wetterfester Männer, mit Säge und Art ausgerüstet, das Dickicht betrat und geschäftig die stattlichsten der unzufriedenen Waldesriesen vom zähen Wurzelstock trennte, die ihres Nadel schmuckes beraubten Stämme hinab in den Fluß rollte und im Wasser zu großen Flößen verkoppelte.

Luftig schwamm die hölzerne Gesellschaft dahin, von den neckisch sich überstürzenden Wellen umschmeichelt. Weit, weit ging ihre Fahrt; immer breiter wurde das Flußbett, immer träger wälzten sich die Wogen einher; endlich erreichten die Heimatmüden das Meer, an dessen Strande sie zu Schiffsplanken und Masten verarbeitet wurden. Als solche hatten sie Gelegenheit, ihren Wandertrieb zu stillen, ferne Oeane zu durchkreuzen und fremde Länder kennen zu lernen; aber für immer war ihnen verloren gegangen der stille Frieden der mütterlichen Heide.

Die zurückgelassenen Schwestern der verschollenen Abenteurer plagte nicht minder Reiselust und Neugier nach dem sonnigen Leben außerhalb des Waldes. Da inzwischen keinerlei Nachricht von den Schicksalen jener zu ihnen drang, wagten sie nicht, denselben Weg einzuschlagen, sondern wählten sich ein anderes Reiseziel. Hoch oben im Gebirge, von wo schäumende Bäche und Flüsschen übermütig herabsprangen und immer neue Wassermengen dem Strom der Ebene zuführten, mußte ein lustiges Wohnen sein! Blauer wölbte sich dort der Himmel, frischer wehte die Luft, und frei schweifte das Auge zu ungemessener Ferne! Wer sollte dem majestätischen Fluge des stolzen Weihen nicht folgen wollen hinauf zu thronender Höhe?

Und aufbrachen die Töchter der Heide und wanderten den Bergen zu, rastlos und sonder Müh', solange im weichen Boden des Vorlandes ihre Fußstapfen sich eindrückten. Schon lagen wettergraue felsblöcke am Wege zerstreut; manch vorwitziges Kieferbäumchen kletterte an ihnen empor und, weil es stolz von da auf die Sträucher ringsum herniederschauen konnte, gab es die Weiterreise auf, trotzdem ihm nur kärgliche Nahrung ward. Der nächste Sturmwind, der eiskalt vom Kamme herunterbrauste, hob das entkräftete Kind wie einen Federball von seinem lustigen Sessel und stürzte es in die Tiefe. Der übrigen Straße wurde bald hart und steinig; schroffe felskanten und spitze Klippen ritzten und schürften die zarte Haut der Wandernden, ohne ihnen den Mut rauben zu können. Noch suchten sie die steilen Hänge emporzuklimmen, den zackigen felsgrat zu übersteigen, da fiel ihr Blick in die jähen Abgründe und gähnenden Schluchten.

Heidesöhren sind nicht Kinder des Hochgebirges; drum bemächtigte sich ihrer Schwindel und Bangen und drückte sie zu Boden. Gebückt und auf den Knien krochen sie mühsam weiter. Die gerungenen Arme haschten nach einem Halt, indes feuchter Nebel die aufstrebenden Köpfschen mit dichtem Perlschleier umwob, ihr Auge trübte und sie zwang, gespenstisch seither als Zwergkiefern zwischen dem Geröll umherzuirren.

Die verrückte Marischka.

Von

Bertha Ginsberg, Beuthen O.-S.

„Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen!“ beantwortet die Frau fromm den frommen Gruß, obgleich er, halb gesungen, von den Lippen einer Verwirrten klingt. Dann lacht sie gutmütig: „Na, lebst auch noch, Marischka?“ „Hunger hab!“ sagt die Blöde grinsend und zeigt mit dem Finger auf ihren Mund. Im Topf brodelt ein Stückchen Fleisch, das mag sie spüren. Aber das ist für den Mann, der bald aus der Schicht heimkehrt, nicht einmal Frau und Kinder bekommen etwas davon. Doch da steht noch ein wenig Kraut mit Kartoffeln von Mittag, das kann die Bettlerin haben.

Die Frau sieht zu, wie Marischka gierig das Essen hinunterschlingt. Draußen schweben silberne Herbstfäden zwischen grellroten Georginen und grellgelben Sonnenblumen in dem kleinen dürftigen Vorgärtchen, dessen Zaun halb niedergebroschen ist. Weithin breiten sich kahle, abgeerntete Felder, meist Kartoffeläcker, und im Hintergrunde streben wie ein Wald von kronenlosen Stämmen zahllose hohe Schornsteine empor. Dicke schwarze Rauchschlangen fahren fauchend aus ihnen hervor.

Auf der Landstraße, die, schwarz und staubig, dicht an dem Häuschen vorüberzieht, lärmt eine Schar Jungen; sie lassen Drachen steigen. Marischka sieht vom Essen auf und lacht wie ein Kind, als sie hoch oben in den Wolken einen schwebenden Punkt erblickt . . .

Ein kleiner Barfüßler kommt weinend herein. Sein Drachen hängt hoch oben am Telegraphendraht, und wie zum Hohne flattert der lange Schweif aus Papierschnitzeln lustig in der Luft. Aber schnell versiegen die Thränen des Kleinen, als er Marischka erblickt.

„Verrückte Marischka!“ ruft er jubelnd, „Here!“

Und draußen wiederholt der Chor: „Here! Verrückte Marischka!“

„Eaß die Marischka in Ruh!“ sagt die Mutter. „Sie ist keine Here!“

„Aber sie ist doch verrückt!“ meint der Hannusch.

„Sie ist verrückt geworden . . . Jesus Maria, sie hat genug durchgemacht! — So ein hübsches Mädchel, wie sie war, so fleißig und ordentlich! Die Liebe hat ihr den Verstand genommen.“ Sie sagt das mehr zu sich selbst, als zu dem Jungen.

„Sing' mal was, Marischka!“ sagt der kleine Hannusch.

Marischka faßt lachend mit beiden Händen ihr zerlumptes Kleid und tanzt und singt, allerhand polnische und deutsche Lieder, Sinn und Unsinn, zuletzt ein Wiegenlied:

„Schlaf, schlaf, Kindelein,
Geb' Dir drei Äpfelein!“

„Jetzt geh' aber!“ sagt die Frau und schüttet noch ein paar kalte Kartoffeln in den Handkorb, den die Bettlerin trägt, „denn wenn „Meiner“ aus der Schicht kommt und Dich hier sieht, dann geht's Dir schlecht. Du weißt, er kann Dich nicht leiden!“

„Wenn er schon ein bißel angetrunken ist, geht's mir auch schlecht!“ fügt sie in Gedanken hinzu und seufzt.

„Meiner“ kommt ja auch jetzt aus der Schicht!“ sagt Marischka, „ich muß ihn abholen“.

„Welcher „Deiner“?“

„Tu, — der Walek!“ sagt die Verrückte geheimnisvoll. „Weißt Du denn nicht? Auf'n Sonntag machen wir Hochzeit.“

„Ach, Du arme Verrückte, — immer noch denkt sie daran! — Also Hochzeit macht Ihr auf'n Sonntag? — Und wo ist denn Dein Kind Marischka?“

Marischka glözt die Frau verständnislos an. „Mein Kind? — Ich weiß nicht.“

„Na, da geh' nur und such' Deinen Walek!“

Marischka geht über die Landstraße dem Bergwerke zu. Die Kinder laufen ihr nach und schreien: „Verrückte! — Here!“, aber sie kümmert sich nicht darum. Sonst drehte sie sich um und antwortete mit unflätigen Schimpfworten, aber heute hat sie über Etwas nachzudenken. Ihr Kind . . . Wo ist ihr Kind? — Sie hat doch eins gehabt. So ein hübsches, kleines lachendes Mädchel. Es konnte schon laufen. Und dann war's auf einmal nicht mehr da. Sie wird den Walek fragen, wo es ist, der muß es wissen.

Ein Trupp Arbeiter kommt aus der Schicht.

„He, Marischka, wohin?“

„Den Walek hol ich!“ sagt Marischka. „Ist er noch unten im Schacht, oder ist er schon mit Euch raufgekommen?“

„Da kannst Du lange warten!“ sagt Einer. „Dein Walek ist längst nicht mehr unten“ . . .

„Dann arbeitet er nicht in Eurer Grube“, sagt sie, „sonst wär' er schon längst nach Hause gekommen! Ich weiß schon wo er ist, — im Magdalene-Schacht.“ Und sie geht übers Feld zum Magdalene-Schacht.

„So wartet sie schon fünfzehn Jahre auf den Walek!“ sagte der eine Arbeiter. „Arme Verrückte!“

Der Magdalene-Schacht ist ein alter, verlassener Galmei-Schacht, eine gährende Öffnung mitten im Bruchfeld, das nicht bebaut wird. Auf den alten Schlackenbügeln rings um den Schacht spielten die Kinder, und es war ein Wunder, das keines von ihnen in das tiefe Loch fiel. Sie stahlen Kartoffeln von den nahen Feldern und brieten sie auf Reisigfeuern in kleinen Gruben, sie ließen Drachen steigen und spielten Jagen und Verstecken. Im Winter rutschten sie auf den Holzsohlen ihrer Pantoffel den beschneiten Hügel hinunter. Marischka wurde von den andern Kindern beneidet, denn sie allein durfte auf Waleks kleinem Schlitten fahren. Wenn der Schnee schmolz und der Frühling kam, wurde Klippe und Ballschlagen gespielt, und mancher Ball verschwand im tiefen Schacht. Walek und Marischka waren immer zusammen. Wenn sie müde vom Spielen waren, sang das Mädchen allerhand Lieder, oder sie setzten sich am Rande des alten Schachtes nieder und guckten schauernd hinunter, und Marischka erzählte von den Berggeistern, die unten hausen, und der goldenen Wiege und den Haufen goldener und silberner Schätze, die am Grunde des Schachtes liegen sollten.

„Dummes Ding!“ sagte der Walek, „Berggeister giebt es nicht. Das steht bloß in den Märchen.“

Aber an die Gold- und Silberschätze glaubte er, und wenn er groß sein würde, und ein Bergmann wie sein Vater, dann wollte er in den Schacht hinuntersteigen und alle die Kostbarkeiten holen.

Als er nach ein paar Jahren wirklich ein Bergmann war, der täglich in den Kohlenschacht hinunterfuhr und abends müde, mit geschwärztem Gesicht wieder heraufkam, da dachte er nicht mehr an das Kindermärchen, das er einst geglaubt. Er wußte nun, daß es nicht so leicht ist, Schätze zu finden, daß es viele tausend Hammerschläge in das harte Gestein und Millionen Schweißtropfen kostet, bis der kärgliche Wochenlohn verdient ist.

Anstatt von Gold- und Silberschätzen, träumte er jetzt von seinem „Schatz“, dem hübschen, braunhaarigen Mädcl, das über Tage Kohlenwagen schob und dabei an den Walek dachte. Am Sonntag ging er mit seiner Marischka zum Tanz, traktierte sie mit Kunstwein und Schnaps, und war

stolz die schönste Tänzerin zu haben. Sie waren glücklich und dachten nicht an die Zukunft . . .

Als aber im Herbst der Walef fort sollte, zum Militär, da weinte Marischka herzbrechend. Er ging auf zwei Jahre fort, — und sie, was sollte sie anfangen? Die Mutter hatte ihr schon gedroht, sie aus dem Hause zu jagen. Sie hätte schon genug Not und Mühe, alle die hungrigen Mäuler satt zu machen, und wollte nicht noch den Balg der Tochter großfüttern. Möchte die sehen, wie sie fertig würde! Warum war sie so dumm gewesen? Jetzt ließe der Walef sie sitzen. Zwei Jahre wären eine lange Zeit, und in der Stadt gäbe es genug Mädels, und er würde sich hüten, ihr treu zu bleiben! . . .

Der Walef tröstete sie. Zwei Jahre sind um, ehe man es sich versieht, — und er würde ihr treu bleiben, das schwöre er ihr bei allen Heiligen!

Am andern Tage in aller Früh zog er zum Dorf hinaus, den Kopf noch ein wenig schwer von dem Schnaps, den er gestern mit den Kameraden auf die „schöne, lustige Soldatenzeit“ getrunken . . .

Vier Monate später kam das kleine Mädchen zur Welt, — bei einer Nachbarin, die Marischka mitleidig aufgenommen, als die Mutter sie aus dem Hause gejagt hatte.

Nach acht Tagen ging sie wieder zur Grube und schob den Kohlenwagen, zwölf Stunden täglich. Sie mußte ja für sich und das Kind Brot verdienen.

Am Sonntag, wenn draußen das junge Volk zum Tanz zog, saß sie still bei ihrem Kinde in der Kammer, die sie mit der Nachbarin und deren Familie teilte. Mancher Bursche winkte und nickte zum Fenster herein, denn sie war noch immer die Schönste, — aber die Mädchen stießen sich an und lächelten schadenfroh, denn nun brauchten sie die hübsche Marischka nicht mehr auf dem Tanzboden zu fürchten! Sie aber kümmerte sich um Keinen, dachte an den Walef und hoffte auf bessere Zeiten . . .

Langsam — langsam vergingen die zwei Jahre. Endlich kam er heim, strahlend wie ein Kriegsheld. Marischka kam gerade aus der Arbeit, das blaue Kaffeekrügel in der Hand, das hübsche, von dem roten Kopftuch umrahmte Gesicht ein wenig geschwärzt vom Kohlenstaub. Da sah sie den Liebsten vor der Schänke stehen, wie er den Burschen von der Militärzeit erzählte. Sie flog ihm an den Hals, und die ganze Bitterkeit der zwei Wartejahre löste sich in einem Thränenstrom . . . Er küßte und tröstete sie und freute sich dabei, daß sie noch immer so hübsch war, wenn auch ein wenig schmaler und blässer als früher.

„Weine nicht, Marischka, mein Herzchen, jetzt ist ja das Schlimmste vorüber, — und auf'n Sonntag lassen wir uns in der Kirche aufbieten!“

Da lachte Marischka unter Thränen und die Burschen zogen beide, ihn und sie, in die Schänke, denn die Heimkehr und der „Verspruch“ mußten doch ordentlich mit Schnaps begossen werden! . . .

Am Vorabend der Hochzeit stand Marischka in der Stube, die nun ihr und des Walek Heim war und wartete auf den Liebsten. Sie sah sich stolz und glücklich um. Wie die neuen gelbglänzenden Tannenmöbel prangten, und die bunten Heiligenbilder an den Wänden, — die weiße Decke auf der Kommode und die buntgewürfelte auf dem Tisch! Das meiste war zwar noch nicht bezahlt, aber sie waren beide jung und fleißig und sparsam, und so konnte es ihnen ja nicht fehlen . . . Wo aber der Walek so lange blieb. Die Schicht mußte doch längst zu Ende sein! Sollte er gar in der Schänke eingekehrt sein? — Nun, das sollte er nur probieren, — sie würde es nicht dulden! . . . Sie hüllte sich in ihr Tuch und ging dem Walek entgegen. Warum sahen die Leute auf der Straße sie so sonderbar an? . . . Vor der Schänke standen aufgeregte Menschengruppen. Sie wichen scheu zurück, als Marischka kam.

Endlich trat ein älterer Mann vor, nahm des Mädchens Hand und sagte: „Deinen Walek hat man mit zerschmettertem Schädel herauf gebracht“. Sie starrte ihn verständnislos an . . .

„Ja ja, — der Walek ist tot! Ein Block Kohle ist ihm auf den Kopf gefallen!“

„Das ist nicht wahr!“ schrie sie gellend auf. „Ihr wollt mich bloß zum Besten halten! — Der Walek ist in der Schänke!“

Aber die Männer schüttelten traurig die Köpfe, und die Weiber schluchzten in ihre Schürzen.

„Es ist wahr, armes Ding! Der Walek ist tot. Im Knappschafts-lazarett liegt er, — willst Du ihn sehen?“

Sie weinte nicht, — sie stand mit starren Augen. Und plötzlich lief sie fort, nicht zum Knappschafts-lazarett, sondern zur Grube, und fragte dort nach dem Walek. Als man ihr dort denselben traurigen Bescheid gab, schüttelte sie den Kopf und ging übers Feld zu dem alten, verlassenen Magdalene-Schacht. Dort starrte sie lange hinunter, bis man sie mit Gewalt fortführte . . .

Jeden Tag nach dem Schichtwechsel lief sie auf die Straße und fragte die aus der Arbeit heimkehrenden Männer: „Kommt der Walek noch nicht?“ Und wenn sie traurig die Achseln zuckten und mitleidig sagten: „Geh' nach Hause, Marischka!“, da lief sie zu dem alten Galmei-Schacht und wartete dort stundenlang auf ihren Schatz. Zuweilen nahm sie auch ihr kleines Mädchen mit. Einmal kam sie ohne das Kind heim, und als man sie fragte: „Wo ist Dein Kind, Marischka?“, da wies sie mit irrem Lächeln nach dem Magdalene-Schacht: „Dort ist 's, — beim Walek!“

Marischka hatte ihr Kind in den Schacht hinuntergestoßen und wurde als Kindesmörderin angeklagt. Aber man mußte sie freilassen, denn sie hatte die That im Wahnsinn begangen. So wurde aus der hübschen, braunhaarigen Marischka die verrückte Bettlerin . . .

Marischka steht am Rande des Schachtes und beugt sich tief hinunter. Es raunt und flüstert, es pocht und hämmert, die Bergmännlein steigen auf und nieder mit ihren funkelnden Lichtlein. Und ganz unten am Grunde steht der Walek und schlägt die Haue ins blinkende Gestein und singt:

„Schlaf, schlaf, mein Kindelein!

Geb' Dir drei Äpfelchen!“ . . .

Die goldene Wiege mit dem kleinen Mädchen darin schaukelt leise hin und her . . . Mit jauchzendem, gellendem Lachen springt Marischka hinab in den Schacht . . .

Bücherbesprechungen.

Heimatluft und Jugendglück. Gedichte von Paul Drechsler. Kattowitz 1903.
Verlag von Gebrüder Böhm. 146 Seiten.

Paul Drechsler ist seinen Landsleuten als Forscher auf dem Gebiete der schlesischen Volkskunde wohl bekannt. Der verdiente Folklorist tritt uns nun in dem eben angezeigten Bändchen, das in den Abteilungen „Liebe und Heimat“ und „Gott und Welt“ eine Anzahl fast ausschließlich lyrischer Gedichte bringt, als Poet entgegen. Jedem Schlesier, besonders jedem Oberschlesier ist die Sammlung zu empfehlen. Die schönen, tadellosen Verse geben der Heimatliebe des in Oberschlesien wohnenden Dichters wohlklingenden Ausdruck. Ein edler Idealismus durchweht sämtliche Schöpfungen, deren dichterischer Wert jedoch sehr ungleich ist. Von den höher zu bewertenden möge hier eines als Beispiel der Drechsler'schen Muse folgen:

An der Schlackenhalde.

Draußen an der Schlackenhalde
Lehnt aus Holz und Lehm ein Haus,
Tag und Nacht umqualmt vom Schloße
Und umstarrt von Wust und Graus.

Aber unterm schwarzen Dache,
Aufgesproßt in Ruß und Rauch,
Rankt sich um das niedre Fenster
Blütenreich ein Rosenstrauch.

Blatt und Blüten ringen kräftig
Sich empor zum Mauerkranz,
Wenn der Rauch auch stillgeschäftig
Tötet Duft und Farbensglanz.

Und noch mehr. Ich habe heute
Durch des Hauses Thür geschaut
Und vernahm, daß Vogelstimmen
Mischten sich mit Kindeslaut.

Ich verweilte — auf die Schwelle
Trat die Mutter mit dem Kind,
Hob es auf und ab im Arme,
Sprach zu ihm gar lieb und lind.

Ihr am Rocke hing ein Bube,
An der Schürze lugt' ein Kopf,
Und im Innern an den Pforten
Stahl sich vor ein schwarzer Topf.

Weiß nicht, wessen Mund noch summt
Froh ein Lied im Haldenhaus,
Dachte nur: welch' reiches Leben
Keimt und sprießt in Wust und Graus.

Chronik.

- 1. Januar 1905.** Die Organisation der im oberschlesischen Industriebezirk befindlichen Kleinbahnen, und zwar der Oberschlesischen Dampfstraßenbahngesellschaft m. b. H., der Oberschlesischen Kleinbahnen und Elektrizitätswerke, Aktiengesellschaft, und der Schlesiſchen Kleinbahn Aktiengesellschaft, ist insoweit zum Abschluß gekommen, als der Sitz aller drei Gesellschaften nach Beuthen O.S. verlegt und bis auf weiteres die Geschäftsführung für die drei Gesellschaften von der Schlesiſchen Kleinbahn-Aktiengesellschaft Beuthen O.S. übernommen worden ist. Der Vorstand der letzteren besteht seit 1. Januar d. J. aus dem Generaldirektor Daubner und dem bisherigen Direktor der Oberschlesischen Kleinbahnen und Elektrizitätswerke Aktiengesellschaft Däge. („Schles. Zeit.“)
- Erster Bürgermeister Schneider in Kattowitz scheidet aus seinem Amte.
- 4. Januar.** Die Eröffnung der 1700 Bände umfassenden Volksbibliothek in Oppeln wird daselbst durch einen Volksunterhaltungsabend gefeiert. Die Zahl der zur Unterhaltung erschienenen Personen wurde auf circa 1000 geschätzt. Gegen 500 Personen konnten wegen Raummangels keinen Einlaß erhalten.
- 5. Januar.** Betriebseröffnung der neuen auf Biskupitzer Terrain gelegenen Castellengrube.
- 8. Januar.** Einweihung des Neubaus für die Realschule in Beuthen.
- 26. Januar.** Morgens 4 1/2 Uhr soll — nach Bericht der Kattowitzer Zeitung — an verschiedenen Stellen in Kattowitz eine heftige Erderschütterung wahrgenommen worden sein, die von einem rollenden Getöse begleitet war.
- 29. Januar.** Die Stadtverordneten in Neiße bewilligen eine Subvention von 75 000 Mk. für den Bahnbau Neiße—Steinau O.S., für den Neubau eines Schulhauses und Pflasterung der angrenzenden Straßen 22 700 Mk.
- 31. Januar.** Einführung des neuen Ersten Bürgermeisters Pohlmann in Kattowitz.